



46. Jahrgang.

Deutsches

21. Heft.

Familienbuch.

Stuttgart und Leipzig.

Im Buchenhof.

Eine oberösterreichische Erzählung

von
Fanny Kalkenhauser.

1.

Der Regen troff vom Dache des großen Bauernhofes, der einzeln an der schmalen Fahrstraße stand, welche zwei Dörfer im Traunviertel miteinander verband. Es regnete seit zwei Tagen fast ununterbrochen, und sowohl auf der Straße als auch in dem großen Hofraum hatten sich kleinere und größere Pfützen gebildet, in welche die Regentropfen nun klatschend niederfielen, heftig zitternde Kreise verursachend. So bewegt oft ein einziges Wort die Menschenseele und bringt sie in zitternde Erregung.

Unter die schmale Hausthüre, die vom Wohngebäude auf die Straßenseite herausführte, war eine große, stämmige Mannesgestalt getreten und schaute unter buschigen, dunklen Brauen hervor über das Firmament hin, das mit grauen, regenschweren Wolken dicht verhangen war.

„Da hat es noch eine lange Dauer mit dem Regenwetter!“ brummte der Mann halblaut. „Und mit dem Heu-Einführen ist keine Aussicht. Das wird ein schönes Futter werden heuer für die Küh! So eine Zeit! Da muß der Bauer auf den Hund kommen. Das Getreide kostet nichts mehr, die Küh! geben keine gescheite Milch, das Obst verwüsten einem die Mailäfer oder der Reif — und nachher heißt es: so ein Bauer, ja, so ein Bauer, der hat leicht lachen, der hat ein schönes Leben!“ Wahr ist es nicht, schon gar nicht wahr!“

Immer lauter und ärgerlicher hatte die Stimme geklungen. Nun ertönte seitwärts von dem Bauer ein helles Lachen und gleich darauf eine scherzhafte Rede. „Geh Bauer, so tauschen wir ein wenig auf ein Jährlein oder zwei?! Werden sehen, wer mehr zufrieden ist mit dem Handel, ich oder du!“

Mit einem Ruck hatte sich der Angesprochene herumgewendet und musterte nun den andern mit scharfem Blick vom Kopf bis zum Fuß. Aber das hübsche, bräunliche, heiter schauende Gesicht des andern, eines etwa dreißigjährigen Burschen, that eine gute Wirkung, denn des Bauern mißmutige Züge ebneten sich zu einem freundlichen Aussehen. „Muß ich erst wissen, wer du bist, ehevor ich einen Handel eingehe,“ sagte er gutgelaunt.

„Ein Allermeltsdiener,“ erwiderte der andre frisch und munter. „Seiht das: wer mich am besten bezahlt und sieht mich nicht zuwider an, bei dem bleib' ich. Und, Bauer, da schau meine Arm' an! Daß dem, für den ich arbeit', kein Schaden

herauswächst, das kannst leicht merken! So einer wie ich, der gilt für zwei andre.“ Der Sprecher hatte die Ärmel seiner kurzen, grauen Joppe bis zum Ellbogen aufgestreift und reckte nun die beiden nackten, sehnigen, starkbehaarten Arme quer vor sich hin.

Der Bauer lachte. „Ein Mundstüd hast du aber auch für zwei andre, das merk' ich,“ meinte er. „Aber

kommst gerad' an den Richtigen bei mir! Solche Leute kann ich brauchen. Es schickt sich auch gerad', daß ein Pahl frei wird in meinem Haus. Mein Vetter, der Hannes, der seit vielen Jahren der Großknecht da auf dem Buchenhof ist, will alleweil schon heiraten, aber ich hab' mir noch keinen rechten gefunden für ihn, und mit dem Zuwarten bis zum Herbst find wir alleweil noch nicht recht im gleichen. Du siehst mich gut an, und wenn du auf seine Stell' kommen magst, nachher ist es mir lieb, wenn ich ihn nimmer lang aufhalt' in seiner Heiratserei.“

Der Bursche streckte dem Bauer seine braune, sehnige Rechte hin. „Gut ist's, Bauer, mir ist es recht. Dein Gesicht ist mir auf den ersten Blick schon nicht zuwider gewesen; das giebt bei mir den Ausschlag. So kommt's nur auf dich an. Da hast meine Dokumente, schau sie an. Ich bin von keiner schlechten Herkunft, aber Unglück haben sie halt gehabt, meine Leut', und sind um ihre ganze Sach' gekommen. So muß ich halt dienen, wo ich sonst ein kleiner Bauer sein könnt', der sich nicht einmal schlecht stünd'. Wie es halt schon zugeht in der Welt; der eine hält das Glück beim Schopf vorne und zieht es hin, wo er mag, wo es ihm gerad' paßt, der andre erwischt es hinten beim Schweiß, wo es ihm gäh wieder aus der Hand rutscht.“

Der Bauer lachte von neuem auf. „Na, das muß ich sagen, tragen thust nicht schwer daran, an dem Unglück! Das ist ein gutes Erbeil, wenn man die schwere Sach' auf die leichte Achsel nehmen kann.“

Der andre zuckte leichtthin mit den Schultern. „Was hülf' es, wenn ich anders thät? Mit einem traurigen Gesicht kommt man nicht weit. So mach' ich lieber ein lustiges. Da haben die Leut' eine Freud', und ich steh' mich nicht schlechter dabei. Wie es inwendig ausschaut in mir, das braucht niemand zu wissen.“

Der Bauer hatte mittlerweile die dargereichten Dokumente durchgesehen. Nun nickte er mit zufriednem Gesichtsausdruck. „Bist mir ganz anständig,“ sagte er. „Wirst rechtchaffen belobt. Und die paar Jahr', die da nicht eingetragen sind, warst wohl bei deinen Leuten daheim? Ja? Na ja, ist recht. Also, wenn's dir recht ist, nachher hast von heut an auf dem Buchenhof eine bleibende Stätt'; denn das muß ich dir im vorhinein sagen, wechseln thu' ich nicht gern mit den Dienstleuten. Ich gewöhn' mich nicht alle fünf Minuten an ein andres Gesicht.“

„Bin gerad' auch so eine Natur,“ meinte der Bursche befriedigt, und die Sache wurde nun mit kräftigem Handschlag festgemacht.

Hinter dem Bauer her schritt nun der neu angeworbene Knecht ins Haus hinein.



Nach einer photographischen Aufnahme.

Der erste Gang zur Schule.

Es war ein breiter, geräumiger, mit Ziegelpflasterung versehener Flur, durch welchen sie zur Wohnstube thür hinschritten. Links von dieser Thür befand sich die Küche, und durch die nur leicht angelehnte, niedere Thür derselben tönten lustige Laute — Scherzworte und Gelächter aus weiblichem Mund.

Der Bauer machte eine halb unwillige Gebärde nach der Thür hin. „Das Weibervolk hat halt alleweil die Gaudi im Kopf, wenn sich unsereins vor lauter Sorgen schon nimmermehr auskennt.“

„Mein, laß ihnen die Freud', Bauer!“ meinte der Knecht. „Ein Vachen im Haus ist wie der Sonnenschein auf der Wiese.“

Der Bauer sah ihn ein wenig von der Seite an. „Bist du einer! Für dich ist der Regen, den man schon gar nimmer braucht, auch noch eine Gottesgab! Jetzt da schaut's her!“

„Freilich, freilich! Ist ja lauter Wasser, was es regnet, und wenn wir das Wasser nicht hätten, du, da wären wir lang schon verdurstet und das Vieh und die Felder halt auch, mein Bauer!“

„Mit dir läßt sich nichts richten,“ meinte da der Bauer lachend. „Du weißt überall eine schicksame Red' darauf. Na so, jetzt geh in die Stuben hinein und nimm dir einen Weihbrunnen aus dem Krügel da, damit der Segen Gottes dabei ist bei deinem Einstand in mein Haus.“

Der Knecht that, wie ihm geheißen worden: in frommer Weise betrauerte er sich Gesicht und Brust mit den in Weihwasser getauchten Fingern. Dann wollte er dem Bauer zum Tische hin folgen. Aber er blieb stehen. Und seine Augen schauten in Verwunderung und Staunen auf die schlanke, hochgewachsene Dirne, die da vorne beim Tische gesessen hatte und sich nun langsam erhob. „Wen bringt denn der Vater da mit?“ fragte sie mit einer hellen, anmutenden Stimme.

„Einen neuen Knecht. Für den Hannesvatter thut er mir gut passen; nachher kann der Hannes bald Ernst machen mit seinem Heiraten.“ Und indem der Bauer sich zu dem Burschen herumwandte, fügte er kurz hinzu: „Das ist mein einziges Kind und zugleich meine Wirtschaftlerin — die Franzl.“

Den Blick nicht von dem Mädchen gesicht abwendend, kam der Bursche jetzt langsam heran. Der Ausdruck des Staunens wich nicht von seinen Zügen; mit einem eignen, leuchtenden Schimmer in den blaugrauen Augen schaute er in das schmalgerundete, bräunliche Angesicht vor ihm. So ein schönes Dirndl war ihm noch nie begegnet; — wie zwei Sternlein hell und klar und goldig glänzend standen die lichtbraunen Augen in dem schönen Gesicht, und wie eine dunkelrote Rosenblut vom Garten draußen, so sammetweich und leuchtend erschien der kleine, weiche, volle Mund. So ein Dirndl, so ein Dirndl! Gerad' das Herz jauchzt einem, wenn man so eine anschaut!

Die hartgearbeitete, feste Hand des Burschen streckt sich nach vorwärts mit einer raschen Bewegung. „Leicht ist sie zu stolz, daß sie mir die Hand giebt!“ denkt er sich; er hat eben einen Zug in ihrem Antlitz wahrgenommen, der ihn erkennen läßt, daß sie gar wohl weiß, wer sie ist.

„Grüß Gott!“ sagt er laut. „Ich verhoff', daß sich die Franzl an mich gewöhnen mag! Bin sonst gerad' kein zuwiderer Mensch. Mein Nam' ist Lorenz Traunberger.“

Wider sein Erwarten reicht ihm die Franzl die Hand mit einer freundlichen Gebärde. „Grüß dich auch Gott!“ erwidert sie. „Wenn du ein braver, fleißiger Mensch bist, nachher ist es uns eine Freud' und ein Nutzen, daß du im Haus bist.“

Dem Mädchen scheint es, als fahre der Bursche heftig zusammen und als verfärbte sich sein Gesicht, aber sie ist sich nicht gewiß darüber, denn nun richtet sich der Lenz stracks in die Höhe, lacht, daß seine weißen Zähne sichtbar werden, und streckt gäh die Arme weit vor sich hin, daß die Rockärmel sich eilends zurück-schieben und das feste, starke Handgelenk sich dem Auge bietet. „Ich sag' es dir wie eben erst deinem Vater: wenn du meine Arm' siehst, nachher merkst, daß die Arbeit nicht lang auf mich zu warten braucht.“

Da geht ein Vachen über das ernste, stolze Gesicht der Franzl hin. Und wie sie dabei den Lenz anschaut, merkt man wohl, daß er ihr mit einemal wohlgefällt.

„Und umbringen thust gewiß auch niemand — a so ist nachher mit der Bravheit auch nichts zu fürchten,“ sagt sie scherzend und lacht, hält aber gleich wieder in ihrem Vachen inne, denn nun hat sie es deutlich wahrgenommen, wie die Züge des Lenz einen Moment hindurch einen seltsam starren Ausdruck haben, und wie es blaß, wie in Leichensfarbe über das Gesicht hinzieht. Und der Blick seiner Augen wendet sich von ihr ab und geht unstet durch die Stube. Sie hört auch einen schweren, gepreßten Atemzug. Gleich darauf sieht er freilich wieder wie vorhin aus — aber sie weiß, daß sie sich nicht getäuscht hat. Und sie wundert sich, weshalb er einen Augenblick so verändert war, denn auf ihre Worte schiebt sie es nicht, er hat dazu einen viel zu guten Eindruck auf sie gemacht.

Die Thür wird jetzt hastig aufgestoßen, und die Großmagd kommt herein, einen Krug voll Most hereinbringend. Da langt die Franzl aus der Tischlade einen mächtigen Laib schwarzen Brotes, und der Bauer wendet sich zu dem neuen Knecht. „Wirst wohl Durst und Hunger haben nach deinem weiten Weg, sieh dich hin zum Tisch und stärk dich; bis zum Essen da dauert es schon noch eine Weil.“

„Heut gar,“ meinte die Großmagd, eine derbe, dralle, ältliche Dirne, lachend. „Heut ist bei uns ein b'sonderer Festtag. Unser Bauer ist ein Anton von Padua und da ist heut sein Tag (Namenstag). Da muß halt doch eine ordentliche Schüssel voll Krapsen auf den Tisch kommen, sonst wär' es eine Schand' und eine Lumperei! Und Krapsen, meine Leut', die geben eine Arbeit! Ist nicht gerad' so, daß man dazu geht und find schon fertig auch.“

Und mit dem Kopfe zu wiederholten Malen nickend zur Bekräftigung ihrer Rede, ging die Magd aus der Stube. Der Lenz aber hatte jetzt nichts Eiligeres zu thun, als vor den Bauer hinzutreten und ihm „viel Glück und langes, gesundes Leben“ zu wünschen an seinem Namensfesttag. Halb schwermütig nickte der Bauer dazu: „Mein, ich bin nimmer der alte wie früher einmal! Seit mein Weib gestorben ist, ist meine meiste Lebensfreud' dahin. Kann mich gäh einmal hinunterreißen, die Jahr' dazu sind da. Wenn ich nur meine Franzl nicht allein zurücklass', das ist mein einziger Wunsch!“

Es war ein warmer Ton, in dem diese letzten Worte klangen, und ein tiefzärtlicher Blick ging aus den grauen Augen des alten Mannes über die Gestalt seiner Tochter hin. Sie mußte sich wohl selten zeigen, diese herzliche Liebe zu seinem Kinde, denn die Franzl stand einen Moment ganz überrascht, dann ging ein Zucken, wie von heftiger innerer Bewegung über ihre Züge, sie trat rasch vor den Vater hin, neigte sich und küßte ihm ehrfurchtsvoll die schwielige Hand. „Unser Herrgott wird es recht machen!“ sagte sie leise mit zitternder Stimme. Dann verließ sie hastig die Stube. Dem Lenz aber sank sein Kopf tief auf die Brust und seine Augen feuchteten sich. Und als er auf einmal den Kopf hob und der Franzl nachsah, war eine stille Freude in seinem Blick bemerkbar. Der Freudenstrahl erlosch indes gäh wieder, als der Bauer sich nun seufzend auf die Wandbank niederließ und sagte: „Ist ein Kreuz mit dem Dirndl! Sie will halt alleweil noch nicht heiraten. Reden thät' ich gerad' genug dessentwegen. Und ich mein', dazubringen thut' ich sie halt doch bald mit meinem vielen Reden. Ich will's ja auch erleben und meine Freud' haben an einem braven Schwiegersohn! Und der Bergmeyer Peter, der stünd' mir recht gut zu, wär' ein tüchtiger Bauernsohn und dazu ein sauberer, fester Bub', der einer jeden gut gefallen kann!“ Eine Weile schweigend der Bauer stille, um dann mit einem leichten Schmunzeln um die glatt-rasierten Lippen wieder fortzufahren: „Aber mein Dirndl ist halt eine Stolz; die laßt sich eine ganze Weil' schön thun, bis sie ja sagt! Gerad' so wie ihre Mutter. Da hat es halt auch ein schönes Reichth' gebraucht, bis sie mir zugefagt hat, daß sie die Meime werden will. Dafür aber ist sie ein Weib geworden, so ein prächtiges Weib, daß ich sie nicht um die ganze Welt hergegeben hätt' für eine andre. Ja, ja, hergeben hab' ich sie halt doch einmal müssen — unserm Herrgott droben! Da giebt es kein Aufbegehren — dagegen. Aber wenn man eines so gern gehabt hat und geht einem davon, nachher — magst es glauben, Bub'! — da wird einem's Sterben völlig leicht und gut. Gerad' meine Franzl, die muß sich noch zuerst besinnen und dem Peter sein Weib werden — nachher geh' ich gern.“

Verloren starrte der Bauer auf die Diele nieder; er mochte sich nun schweigend seinem wehmütigen Sinne hingeben. Drüben aber saß der junge Bursche beim Tische und schaute mit trübem Blick der großen Fliege zu, die erst auf einem angebrochenen, auf dem Tisch liegenden Stück Brot herumkroch und dann auf dem Rand des Kruges herumkroch, alle Augenblicke in Gefahr gerathend, in das goldige Raß hinunterzusträzen zu einem kläglichem Ende. Sie lag auch auf einmal drinnen und schwamm ein Weilschen in der beinah bis zum Rande reichenden Flut, aber so viel sie sich auch anstrengte, um wieder herauszukommen, es gelang ihr nicht. Da geschah es, daß Lorenz seine Rechte hob und der Fliege seinen Zeigefinger hinstreckte; als sie auf denselben hinaufkroch, legte er die Hand auf den Tisch und sah darauf nieder, bis sie sich erholt hatte von dem unfreiwilligen Bade und endlich davonflog. Ein völlig verlorener Blick aus den blaugrauen Augen folgte dem Thiere, und der Blick zeigte, daß der Bursche, ohne zu denken, bloß einem inneren Drange nachgebend, derart gehandelt hatte. Und als das mitleidige Werk eben geschah, da kam es, daß der Bauer aus seinem Sinne sich riß, aufblickte und verwundert, mit einem merkwürdigen Lächeln dem Thun des Burschen zusah. Doch ließ er kein Wort darüber hören.

Im nächsten Augenblick wurde die Thür geöffnet,

die Großmagd kam herein, deckte den Tisch und trug vorerst eine Schüssel voll Milchsuppe, sodann Sauerkraut, mit feingehacktem Schnittlauch bestreut, auf; danach erst kamen die Krapsen an die Reihe — tellergroße Stücke, von denen acht auf eine Person berechnet waren. Der Lenz merkte es gleich an diesem ersten Abend, daß es mit dem Essen im Buchenhof ein gut Ding war.

2.

Sonnenwende! Ein glühender, sonniger Tag mit einem klaren Himmel, an dessen tiefer, fatter Bläue nicht ein einziges Wölkchen zum Vorschein kam. Die Arbeiter auf dem Felde verwünschten freilich diese unmäßige Hitze, denn der Schweiß rann ihnen in Strömen vom Gesichte. Der Buchenhof indes rieb sich in bester Zufriedenheit die Hände, da er sah, wie prächtig in der heißen Sonne das am Tage zuvor in aller „Gottesfrühe“ gemähte Gras auf den Wiesen dörrte. Am Spätnachmittag konnte mit dem Einfahren des Heus von der Bergwiese, einem größeren Grundstück an einer Berglehne, begonnen werden, und am Abend war diese Frucht des Feldes geborgen. Sonst wurde ja der Sonnenwendtag als halber Feiertag gehalten, aber diesmal vermochte der Bauer bei allem guten Willen seine Leute von der Arbeit nicht loszugeben, da nach den vielen Regentagen jeder schöne Tag ausgenützt werden mußte.

Bei den ersten Fuhren, die, von stattlichen Ochsen gezogen, schwer beladen in den Hofraum hereinschwankten, half der Bauer fleißig selber mit beim Abladen; als aber dann die Wagen auf dem Felde alle beladen waren, und der Großknecht bei jeder Fuhre mitging, da hatte der Bauer nur das Zusehen für sich übrig. Der Lenz stellte seinen Mann für zwei; er ordnete an, half selber tüchtig mit und überwachte dabei die Arbeit der andern mit kundigem, scharfem Blick. Es war eine Herzensfreude für den Bauer, seinen neuen Knecht so thätig wirtschaften zu sehen; auf den durfte er sich verlassen wie auf sich selber.

„Bist ein Bub', der mich g'freut!“ redete er den Lenz an, als die Wagen endlich alle leer waren. „Da hab' ich einen Gang gemacht mit dir, das muß ich sagen. Und den diesmaligen Namenstag darf ich mir im Kalender anmerken mit einem doppelten roten Strich.“

Der Lenz wischte sich mit seinem roten, baumwollenen Sacktuch den in großen, unzähligen Tropfen herabrinneuden Schweiß vom Gesichte. Mit glänzenden Augen sah er den Bauer an. „Bist also zufrieden mit mir? Das will ich haben und das ist mir eine große Freud'. Mein Herr soll einen Knecht haben an mir, der ihm in seiner Wirtschaft vorkommt als wie das Schlagwerk bei einer Uhr.“

Der Buchenhof nickte gewichtig. „Ja, du bist ein solcher. Schab' um dich; du wärst ein richtiger Bauer, der es zu etwas bringen könnt'!“

„Meinst?“ fragte der Lorenz. Nur das eine Wort sprach er, aber es lag eine Fülle von frohem Hoffen, von stolzer Freude und eigner Lust in dem einzigen Wort; und dann glitten seine Blicke aufleuchtend auf die hochgewachsene Mädchengestalt im blauen Kattunkleid hinüber, die eben unter die Hofthür drüben trat. Wie heller Sonnenschein brach es aus seinen Augen, als der Franzl Gesicht sich seinem Blick zuwendete. Ihr Blick traf voll in seinen. Und unter dem herzynigen, seligfrohen Blick der blaugrauen Mannesaugen ging es heiß über das schöne Mädchengesicht hin; eine warme, tiefe Röthe färbte es bis zur Stirn hinauf, die so reizvoll schön von dem weichen, goldigbraunen Haar umrahmt wurde.

Sie schritt hastig heran, die Franzl. „Vater,“ sagte sie, „ich mein', jetzt wär' es halt doch einmal an der Zeit, zu essen! Alles wär' schon lang gerichtet und vergeht der ganze Geschmack daran mit dem langen Stehen. Ist eine Zeit zum Arbeiten und eine Zeit zum Essen, alles, wie es sich gehört.“

Lächelnd betrachtete der Bauer das Mädchen. „Gelt, heut hast du halt eine Angst, daß du mit deiner Rockkluft sonst keine Ehr' einlegst, wenn es so lang hergeht?! Na, wir gehen schon, richt' nur gleich an!“

Nach dem Essen richteten sich die Diensteute und die Haustochter rasch ein wenig zusammen, um in halbwegs ordentlicher Kleidung und sauber gewaschen und gekämmt zu erscheinen. Es sollte zum Bergmeyer hinaufgehen auf die Berghalbe, wo jedes Jahr ein mächtiges Sonnenwendfeuer angezündet wurde und sich eine prächtige Rundschau auf nah und fern, auf Thäler und Bergespitzen erbot.

Der Bauer blieb allein daheim, als „Haushälter“. Schwachend, scherzend und lachend erstieg die kleine Schar mitammen den Berg, zuerst dicht auf einem Häuflein beisammen, dann sich ein wenig voneinander trennend. Die Franzl ging neben dem Lenz dahin, wie es sich schier von ungefähr so gefügt hatte. Nach dem Ausdruck ihrer Züge zu schließen, mochte die Stimmung der Franzl nicht die beste sein. Ihre feinen dunkeln Augenbrauen waren dicht zusammengeschoben,

und die Mundwinkel zogen sich etwas tiefer wie sonst herab, wie in Verdruß und Neßellaunigkeit. Der Lenz bemerkte es wohl; und als sie den andern eben nicht ganz nahe waren, meinte er halblaut: „D' Franzl macht aber heut ein völlig ungutes Gesicht! 'Leicht muß ich mir denken, du wärst böse, daß ich da neben deiner geh' und nicht ein andrer?!“

Die Miene der Franzl wurde noch unwilliger. „Ein andrer? Was meinst denn da mit deiner Red' jetzt?“

Der Lenz schaute sie ernst und groß an. Und wie eine leise Traurigkeit klang es aus seiner Stimme. „Was ich mein? Ich hab' halt gehört, daß ein Bergmeyer Sohn dir so viel schön thut. Daß er dich gern möcht'.“

Die Franzl erwiderte nichts darauf; schweigend, mit gesenktem Kopfe ging sie weiter. „Ist es nicht wahr das?“ fragte da der Lenz plötzlich heftig. Da nickte sie.

„Freilich! freilich ist es wahr. Er möcht' mich ja gern, aber ich kann mich alleweil nicht entschließen dazu.“

„Nicht? Und wegen was denn nicht, Franzl?“ fragte er heftiger wie zuvor und neigte den Kopf zu ihr weit hinüber, um ihr gut in die Augen sehen zu können. „Magst ihn leicht nicht gut leiden?“

Das Mädchen schüttelte den Kopf. „Er ist mir gerad' nicht zuwider, ah na; aber ich mein' halt, es sollt' mich zu dem, den ich heiraten soll, doch ein wenig mehr hinziehen wie zu einem andern Menschen. Sonst hab' ich ja kein Glück und keine Freud' meine ganze Lebtag' in der Gh'! Und mich zieht halt nicht ein bißel richtige Lieb' hin zum Bergmeyer Peter.“

Die Worte scheinen eine Freudenbotschaft für den Lenz zu bedeuten, denn sein Gesicht verklärte sich förmlich. Sein Blick haftet in einemfort an dem Gesichte der Franzl, leuchtend und aus weit offenen Augen. Noch mehr neigt er sich ihr zu. „Und — und magst 'leicht einen andern lieber, Franzl? Sag' mir's aufrichtig! Oder — oder bist vielleicht zu stolz, daß es gerad' ein reicher, angesehener Bauerssohn sein muß, den du nimmst?! Ha, wenn der nur ein armer Knecht wär', den du möchtest, was wär' es nachher? Thätest du deine Lieb' verleugnen, ha?“

Immer leiser, aber immer leidenschaftlicher klingen war seine Rede geworden; aus seiner breiten, kräftigen Brust drangen rasche, kurze Atemstöße, die heiß über ihr Gesicht hingingen. Mehr aber wie das alles veränderte der Blick seiner Augen die leidenschaftliche Empfindung, die ihn für das schöne Mädchen an seiner Seite bewegte. Und der Franzl goldbrauner Kopf sank tief auf die Brust; das Herz klopfte ihr zum Zerspringen, und das Blut rann in ihrem Körper wie flüssiges Feuer. Sie wußte es schon seit Tagen, daß ihr der Lenz gefiel wie keiner sonst; jetzt aber spürte sie es, daß es der Lenz war, den sie mochte zum Mann oder keinen sonst; es war eine Gewalt in ihr, die sie hinzog zu ihm, die sie nicht überwinden konnte. Und diese Gewalt, diese festsame Gewalt demütigte ihren Stolz. Ein armer Knecht war es freilich, den sie sich da nahm, aber wenn sie ihres Geldes, ihres Besitzums wegen nur einen nehmen sollte, der reich war, wenn gleich sie ihn nicht mochte, dann war es ihr schon lieber, sie mußte hart arbeiten um ihr täglich Brot und hatte dafür einen Frieden und eine Freude im Gemüt. Und aus diesem Empfinden heraus erwiderte sie: „Ah na, verleugnen thät' ich meine Lieb' nicht, ganz und gar nicht wegen dem. Ist mir schon lieber ein Mann, der mich vom Herzen g'freut, als wie ein solcher, wo ich alleweil nur auf sein Geld denken sollt', wenn ich mich freuen will. Ah na, das macht nichts aus, wenn der Bub', den ich mag, nichts hat; wenn er nur brav und rechtschaffen ist, das ist alles.“

Wie vom Schlag getroffen sank der rechte Arm des Lenz, der sich soeben erhoben, um sich um den schlanken, schmiegsamen Leib der Franzl zu legen, schlaff nieder. Der Lenz rührte sich eine ganze Weile nicht; wie versteint in unsäglichem Schmerz erschienen seine Gesichtszüge, gläsern starrten seine Augen geradeaus. Da hob die Franzl, verwundert über sein stilles, stummes Verharren, den Blick fragend zu ihm und sagte dann leise, befremdet: „Was hast denn jetzt auf einmal, Lenz, daß du so spaßig breinschaust?“

Die weiche, leicht zitternde Stimme Franzls klang wie ein Glöcklein an sein Ohr. In ihn kam wieder Leben. Und da nickte er, ein- zweimal, mit von ihr abgewendetem Blick, und wunderbarlich schwerfällig, tonlos kam es von seinem Mund: „Recht hast, ja, ja, da hast schon recht, nur gerad' brav und rechtschaffen muß einer sein, sonst nichts; sonst braucht er gar nichts, aber nur brav und rechtschaffen muß er sein?“ Und noch einmal murmelte er leise, gebrochen: „Nur brav und rechtschaffen!“ Dabei setzte er die Füße wieder vorwärts mit eigentümlichem, schwerem, wankendem Tritt, als spüre er den Boden unter seinen Füßen nicht.

Die Franzl stand und schaute eine Weile blaffen Angesichts, mit weitoffenen Augen, in denen unklare

Erschrecken lag, ihm nach, dann stieg sie langsam wieder bergan. Milde strich die laue Luft um ihre Wangen, Johanniskäferchen schwirrten vor ihr her, Leuchtwürmchen hingen an Gräsern, lauter winzige, golden leuchtende Pünktchen. In tiefe Gedanken verloren schritt sie dahin, und ihr Blick folgte nur mechanisch bald diesem, bald jenem dieser leuchtenden Pünktchen nach, bis auf einmal dicht vor ihr aus dem Dämmerungsdunkel eine Gestalt auftauchte und sie ansprach — der Bergmeyer Peter.

Er war ein nicht gar großer, unterseht gebauter Bursche mit einem hübschen, frisch gefärbten, breiten Gesichte, in dem der Mund deutlich seine sinnliche Form zeigte, da ihn kein Bart verbedete, und in dem ein Paar schwarzer Augen funkelte, die einen versteckt schlauen Blick hatten.

„Jetzt hab' ich schon gemeint, die Franzl hätt' heuer gar kein Interesse zum Sonnenwendfeuer anschauen. Jetzt wär' ich gegangen und hätt' dich geholt. Das Feuer da droben brennt schon als wie ein höllisches.“ Und sich nahe zu dem Dirndl beugend, fügte er hinzu: „Gerad' als wie in mir drinnen die Lieb' zu dir brennt, Franzl, gerad' so!“

Sie gab ihm keine Antwort und stieg in Eile weiter, den letzten Vergessvorsprung hinan. Und dann sah sie es vor ihr, das mächtig auflodernde Feuer da vorne; prasselnd, sprühend, lodern stieg es empor, zahllose Funken flogen in die Lüfte und erloschen gäh da droben; jauchzende, johlende Buben rannten mit brennenden Besen um das Feuer herum.

Die Franzl war stehen geblieben und starrte eine Zeitlang unentwegt in die Flammen hinüber. Kleiner und kleiner brannten die Reisighaufen zusammen, und nun versuchten die Dirnen und Burschen unter Lachen und Reden hinüberzuspringen über das Feuer; die Dirnen nahmen ihre Röcke so hoch wie möglich und eng zusammen, damit dieselben die Flammen nicht erfassen konnten. Das war für die Franzl jedesmal ein ungueter Anblick gewesen, dieses Springen über das Feuer, und sie wandte auch jetzt wieder die Augen davon ab. Ihre Blicke glitten über die zunächststehenden hinweg, suchend, bis sie den Lenz entdeckten. Er stand mitten unter der Schar Dienstleute vom Buchenhof, aber er sprach mit keinem davon. Still schaute er zu dem Feuer hinüber. Da erklang von dorthin plötzlich ein heller, entsetzter Aufschrei, der im nächsten Augenblick von vielen andern Rufen wiederholt wurde — die Röcke einer eben über die Flammen springenden Dirne hatten Feuer gefangen; und nun züngelten die Flammen auch schon um den Leib der Dirne gierig empor. Hilfslos rannte die Brennende umher, aber kopflos vor Schrecken wichen ihr die Leute aus dem Wege, zu helfen ermannte sich keines. Bis der Lenz sich mit einem Sprung und gleichzeitigem rücksichtslosen Beiseitestoßen mit beiden Armen aus dem Knäuel der ihn Umstehenden hob und im nächsten Moment bei dem Dirndl war. Mit kräftiger Hand riß er ihr die brennenden Oberkleider in Stücke und schleuderte sie hinweg; dann riß er seinen Rock blitzschnell vom Leibe, warf das Dirndl auf die Erde und versuchte mit dem Rock die noch brennenden Gewänder zu ersticken. Dann erst ließ er die Arme aufsteigen und entfernte mit rascher Hand die glimmenden Stücke von ihrem Körper. Halbnaht stand das Dirndl da und vermochte sich vor Schrecken und Schmerz nicht darauf zu besinnen, daß sie für die Augen der umstehenden Burschen keinen richtigen Anblick bot. Nachzende Laute drangen über ihre Lippen, verursacht von dem Schmerz der Brandwunden. Eine der nächststehenden Mägde erbarmte sich ihrer und umfasste die heftig Zitternde. „Geh, Resi, geh, ich bring' dich in deine Kammer,“ sagte sie mitleidig und führte die Unglückliche, so rasch es ging, ins Haus.

Neben dem Lenz aber stand plötzlich die Buchenhöfer Franzl und streckte ihm ihre bräunliche Rechte hin. „Bist ein braver Bub'! So stink und umschichtig wie bei der Arbeit bist jetzt auch gewesen, und müssen sich alle schämen vor dir, die andern, daß sie einen Menschen so ohne Hilf' hätten verbrennen lassen!“

Der Lenz hatte die Hand der Franzl ergriffen, ließ dieselbe aber gleich wieder sinken und biß die Zähne übereinander, als hätte er einen starken Schmerz zu überwinden. Sein Gesicht wurde tiefschwarz und die Mundwinkel verzerrten sich.

„Vielleicht hast dir weh gethan, ha?“ fragte die Franzl erschrocken und faßte nun in ihrer sanften Weise nach seinen zwei Händen. Da sah sie denn auch gleich die Brandwunden, die er davongetragen bei seiner werththätigen Hilfe. „Aber so geh doch und schau dazu, daß du verbunden wirst!“ brach es in liebevollem Mitleid von ihren Lippen. „Gewiß hat die Bergmeyer Bäuerin ein paar Leinwandfled' bei der Hand, und ein Del hat sie doch gewiß auch. Geh, komm, ich verbind' dir deine armen Hände.“ Und eilig ging sie vor ihm her in das große, stattliche Bauerngehöfte. Seine Augen folgten ihrer schönen, leicht sich in den Hüften wiegenden Gestalt, aber der leidenschaftliche Schmerzensblick, der in ihnen lag,

sahen nicht einem körperlichen Leid zu entstammen. Eine heftige seelische Qual vertiefte die herben Linien in seinem Antlitz, welche vorhin die Schmerzempfindung seiner Wunden gezogen.

Drinnen in der Stube, als sie sich über seine Hand neigte, um dieselbe behutsam mit weichem, öldurchtränktem Linnen zu verbinden, und er so ihren zierlichen Kopf mit dem glänzenden goldbraunen Flechtenkranz dicht vor sich sah, biß er die Zähne aufeinander und wandte den Kopf halb zur Seite. Sie zeigte in diesem Moment so gar keinen Stolz in den Zügen; ein eigener, weicher, hingebungsvoller Ausdruck in denselben verlieh ihr einen wunderlichen Reiz. Er vermochte sie so nicht anzusehen. Das Herz lag ihm schwer in der Brust, und mit trostlosem Schauen irrte sein Blick zum Fenster hinaus in die dunkle Nacht, durch die blitzgleich dahinhuschende Lichtstreifen gingen von der Feuerlohe seitwärts vom Hofe; sie mußten dort aufs neue wieder Reifig in die Flammen geworfen haben.

Die Franzl sah auf, als sie fertig war. „Thut es so arg weh?“ fragte sie, da sie trotz des nur wenig Helle verbreitenden Kerzenlichtes gewahrte, daß er blaß und übel ausah. Er lachte kurz und rauh auf.

„Ah wohl, es wird schon wieder gut werden! Der Lenz hat schon gar viel ertragen, wird er wohl diesmal auch noch darüber hinauskommen.“ Und sich schnell der eben in die Stube tretenden Bäuerin zuwendend, fragte er dieselbe, wie es denn dem armen, verbrannten Dirndl gehe, ob die Schmerzen doch nicht gar zu arg wären.

„Jammern thut sie gerad' genug,“ versetzte die Bäuerin. „Der Wasil (Sebastian) ist schon um den Bader gefahren.“ Dann nahm sie das Kerzenlicht vom Tisch und leuchtete den zweien hinaus durch den dunkeln weiten Flur, damit sie nicht etwa aus dem holperigen Ziegelpflaster stolpern. — Drüben bei dem Sonnenwendfeuer stand der Bergmeyer Peter und starrte mit einem arg finsternen Blick in die Flammen. Ein oder der andre hatte ihn schon angesprochen, eine Erwiderung hatten sie nicht bekommen; es schien, als habe der Peter auf einmal das Gehör verloren.

Der Wegscheider Sepp, ein Bauerssohn aus der Nachbarschaft, stieß einmal lachend den Mühl, den Kleinknecht vom Buchenhof, mit dem Ellbogen in die Seite und meinte spottend: „Du, mir scheint, der Peter fürchtet einen Einschießer bei euch!“

Verständnislos schaute der halbwüchsige Bursche den Sprecher an. „Was meinst? Ein Einschießer bei uns? Ah, und was ging' denn das den Peter gar zu viel an?“

Der andre stieß ein lautes, wieherndes Gelächter aus. „Na, bist du ein hölzernes Mandel! Hast denn gar keinen Kennt-dich-aus? Guern neuen Knecht mein' ich und die Viebschaft zwischen der Franzl und dem Peter. Die Franzl macht ja ein paar Augen auf den neuen Grobknecht, als stünd' er ihr besonders gut zu Gesicht!“

„Geh, geh, da fangst wieder einmal Mucken und ordentliche auch noch dazu!“ meinte der Mühl in völligem Unglauben. „Ich hab' kein bißel nicht gemerkt von so was und glaub' es auch schon gar nicht. Unfre Franzl, die kennst nicht, das ist eine gar Stolz, die was auf sich hält.“ Gewichtig und ernsthaft nickte der Knecht. „Ja, ja.“

Der Sepp aber lachte und zuckte die Schultern. — Der Peter indes mußte auf einmal doch gut hören, denn er hatte lauschend den Kopf nach den beiden, die seitwärts von ihm standen, gewendet, und bei den letzten Worten des Mühl ging es ausleuchtend über sein bisher so finsternes Gesicht. Das dauerte freilich nur einen Moment, denn als sein Blick nun auf den herankommenden Lenz fiel, mochte er wieder seine eignen Gedanken über die Sache haben und schaute aufs neue verdrießlich darein.

Der Lenz trat den Heimweg an; er kümmerte sich nicht mehr um das Feuer, sondern schritt leicht geneigten Hauptes das schmale Sträßchen dahin, welches in kurzen Windungen den Abhang hinabführte. Die Augen des Peter folgten dem Lenz eine kleine Weile mit bösem Blick; als er sich herumdrehte, dem Feuer zu, schritt die Franzl eben an ihm vorüber. Und er sah, daß ihre großoffenen Augen ein starres Schauen hatten nach vorwärts, in die Richtung hin, in welcher der Lenz ging. Eine jähe, zornige Eifersucht besaß ihn. Mit einem Schritt befand er sich bei der Franzl und schritt neben ihr weiter. „Du thust ja heut gerad' so, als wie wenn du mich gar nicht sehen thät'!“ sagte er halblaut, voll Heftigkeit. „Meinst du, das lieg' ich mir gefallen, daß ich wie die Luft bin für mein zukünftiges Weib?!“

Der Blick der Franzl wanderte zu ihm. Es war ein troziges, zorniges Aufflammen in ihren Augen. „Was fällt denn dir eigentlich ein jetzt? Ich bin ja doch nicht versprochen mit dir. Oder hab' ich mich dir zugefagt vielleicht?“

Ihre Worte fielen wie ein Wasserstrahl auf feurige Glut — so mit einemmal wurde seine Erregung dadurch

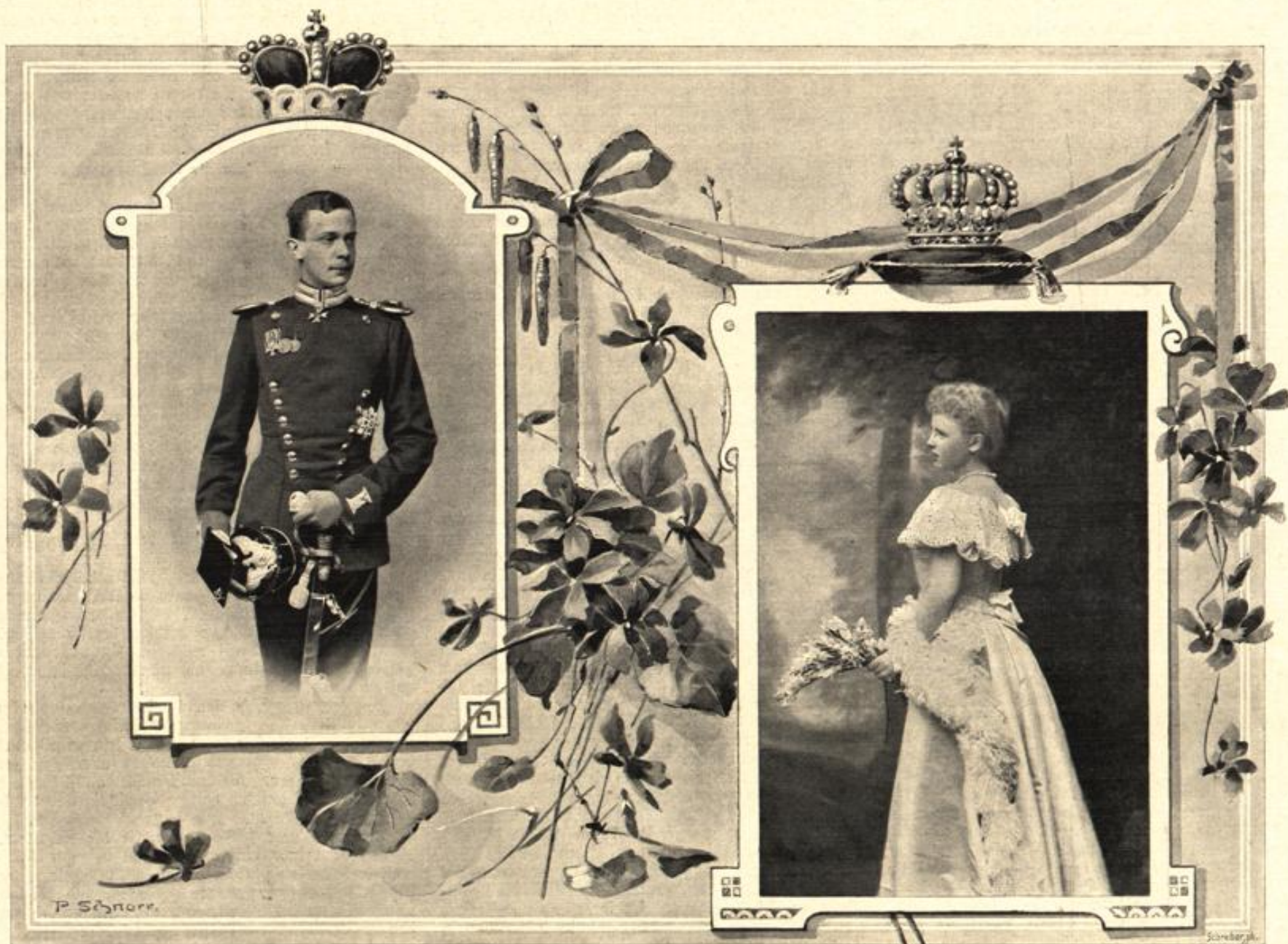
gedämpft. Er buckte seinen dunkelhaarigen Kopf zwischen die Schultern. „Na, du hast schon recht, versprochen bist du ja noch nicht mit mir — du laßt dir ja so viel lang Zeit, bis du ja sagst! So lang schon geh' ich zu dir und laß es dich erkennen, daß du mir alles und alles bist; und die Leute fangen schon an, mich zu verspotten. Leicht würd' das einem andern zu dumm, so ein langes Zuwarten — mir nicht! Noch einmal so lang geh' ich zu dir und wart' zu — aber thu nicht so, als wie wenn ich der Nixl für dich wär! Nur das, nur das ertrag' ich nicht, Franzzi.“ Klang die Rede bisher in einem Ton, der eine heiße, starke Zuneigung zu dem Mädchen verkündete, so kam nun endlich der Bauernstolz in ihm zum Ausbruch. „Es kommt mich eh hart genug an, wenn ich so lang bitten muß um dich, als wie wenn ich ein Bettler wär, der zu tausendmal froh sein muß, wenn er eine mit Geld oder mit einem Haus erwirbt. Ich darf ja nur mögen, so kann ich eine jede Bauerstochter von

da herum haben, von den saubersten und reichsten eine, darfst es glauben!“

„Wegen was bild'st dir nachher gerad' mich ein?“ fragte die Franzzi und sah ihm mit ihren großen, braunen Augen ernsthaft ins Gesicht. „Ah ja, sie wußte es ja, daß der Peter nicht zu viel sagte mit seiner Rede — daß wohl keine der Bauernstöchter da herum, die nicht eben schon ihr Herz an einen andern gehängt hatte, nein sagen würde, wenn er eine haben wollte. „Ich hab' es dir ja schon gesagt, ich spür' noch nicht ein bißel Freud' in mir zum Heiraten.“

„Ah so wart' ich halt noch,“ sagte er kurz, trozig. Eine Weile blieb es still zwischen den beiden. Die Franzzi schaute zu den Bergen hinüber, wo ein Feuer um das andre aufloderte, wo zahlreiche Lichtlein aufzuckten, die da und dort einen lustigen Reigen aufführten — von einer Schar Buben mit brennenden Besen verursacht. — Sie kämpfte einen schweren Kampf mit sich, die Franzzi. Mußte sie nicht den Peter er-

kennen lassen, daß ihr nun ein andrer in Herz und Sinn lag, und daß darum all sein Mühen um sie umsonst sein würde?! Hatte sie sich bisher nicht ernstlich gestraußt dagegen, daß er um sie freite, weil sie gemeint hatte, sie würde sich vielleicht mit der Zeit darein fügen können, eines Mannes Weib werden zu müssen, zu dem sie nichts andres trieb, als wie der Wille und Wunsch ihres Vaters, so lag die Sache nun, wo sie wußte, daß der Lenz ihr absonderlich wohlgefiel, ganz anders. Der Peter verthat seine Zeit wegen ihr umsonst, er konnte sich lange eine andre nehmen, wenn sie ihm sagte, daß sie sich lieber keinen nehme, als wie einen, zu dem sie keine richtige Lieb' habe. Freilich hatte sie ihm das schon einmal gesagt, und er hatte damals ruhig gemeint, er warte ja noch gern eine Weile zu, bis ihr ein andrer Gedanke komme; diesmal mußte sie es ihm also völlig klar machen, daß sie ihn heut nicht und nimmermehr mochte, daß es ihn nie etwas nützen würde, sein Mühen um sie.



Prinzessin Pauline von Württemberg und ihr Verlobter, Erbprinz Friedrich zu Wied.

Aber ihm die Sache so klar zu machen, dagegen wehrte sich wieder etwas in ihr; der Peter konnte dann vielleicht darauf kommen, daß der Lenz die Schuld trug an ihrem Abwehren. So blieb sie eine Weile stumm und mit sich selber im Unfrieden und ging langsam weiter neben dem Burschen, der nun meinte, sie wäre einverstanden mit seinem Zuwarten. Die ehrliche, stolze Natur Franzis ließ ihr aber keine Ruhe und drang durch in dem Zwiespalt ihrer Empfindungen. „Na, Peter, dein Warten wär' umsonst,“ sagte sie da endlich halblaut, bewegt. „Ich spür' es, ich kann niemals ja sagen, magst mir noch so lang schönthun! Den nimm ich mir, zu dem mich mein Herz einmal zieht, keinen andern.“

Der Peter stand plötzlich still. Sie waren schon zu weit den Weg hinabgeschritten, der Feuerchein vom Berge droben erreichte sie nicht mehr, und so sah die Franzzi nicht, daß er beide Häufte zornig ballte, und eine jähe Wut aus seinen Augen funkelte. Es war ihm, als tauche vor ihm aus der Finsternis ein bräunliches Mannesgesicht auf, das er heute zu hoffen an-

gefangen. „Und den hast du leicht schon gefunden jezt, ha?“ stieß er hervor, rau, heiser, voll mühsam unterdrückter, eifersüchtiger Wut. „Aber hüt dich, Dirndl, hüt dich! Ich bin keiner, der sich zwei lange Jahr' zum Narren halten läßt und nachher gutwillig einem andern Platz macht.“

Jezt hatte aber die Franzzi genug. Herrisch, harten Tones stieß sie hervor: „Mit dir ist heut nicht zu reden! Du hast keine Recht' auf mich! Geh zurück, ich will nichts mehr zu thun haben mit dir.“

Hinter der rasch Davongehenden ertönte ein kurzes, ungutes Lachen, und eine kleine Weile später drang ein lauter, etwas heiserer Gesang, den ein tiefhöhnischer Klang durchzog, an Franzis Ohr:

Rei' Dirndl hat mir d' Lieb' auf'sagt,
Hat gar nüt g'fragt —
Jaht pad' i' mei' Binterl (Bündel) z'hamm',
Geh in Gott'snam'.
Rei' Dirndl hat g'heirat't,
Und warum denn nüt mi'!
Und vor Lood (Leid) muß i' sterb'n,
Verzweifeln muß i'.

Verzweifeln mußst nüt,
Verzweifeln is' Sünd',
Hat a andere Quatter
Wohl a' ein schön's Kind.“

Der Sänger dort oben strengte sich umsonst die Kehle an, das höhrende Lied verfehlte seine Wirkung. Die Franzzi zuckte bei den ersten Lauten leicht die Achseln und ging dann langsam und still ihren Weg dahin, ohne auf den Gesang zu achten. Ihre Gedanken weilten bei dem Lenz; sie grübelte, weshalb er heute wieder so seltsam gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein fürstliches Brautpaar.

Bei dem innigen Verhältnis, das zwischen dem Herrscherhause und der Bevölkerung in Württemberg seit langen Jahrhunderten obwaltet, mußte die Verlobung der Prinzessin Pauline, der einzigen Tochter des Königs Wilhelm II. aus seiner ersten Ehe mit der Fürstin Marie von Waldeck-Pyrmont, die lebhafteste Teilnahme erwecken. Wie ein Familienfest mutete es an, als die Prinzessin am Abend des Verlobungstages im Hoftheater



Samstagmorgen im Schwargwald (Gutsh). Nach dem Gemälde von W. Hasemann.

an der Seite ihres Verlobten sich den Besuchern zeigte und deren spontane Huldigung in echter Herzensfreude entgegennahm. Die hohe Braut, geboren am 19. Dezember 1877, ist im wahren Sinne der Liebling des ganzen württembergischen Volkes geworden durch ihre von aller gemachten Herablassung weit entfernte Leutseligkeit und Liebenswürdigkeit. Sie hat stets rege Teilnahme an allen geistigen Interessen gezeigt und zeichnet sich insbesondere durch ihre reiche künstlerische Begabung aus; neben der Malerei pflegt sie auch die Liebhaberphtographie, ihre Aufnahmen können sich kühn neben die besten Leistungen der Berufsphotographen stellen.

Der Bräutigam, Erbprinz Friedrich von Wied, ist am 27. Juni 1872 zu Neuwied am Rhein geboren, als der älteste Sohn des Fürsten Wilhelm zu Wied und der Prinzessin Marie der Niederlande. Der Erbprinz ist zur Zeit preussischer Lieutenant à la suite des 3. Garde-Mannregiments. Die älteste Schwester des Fürsten Wilhelm ist die Königin Elisabeth von Rumänien, als deutsche Dichterin unter dem Namen Carmen Sylva bekannt. Das Haus Wied ist auch sonst in der deutschen Geistesgeschichte rühmlich bekannt, unter anderem durch den 1867 gestorbenen Prinzen Maximilian von Wied, der seine naturwissenschaftlichen, geographischen und historischen Forschungen durch längere Reisen in Brasilien (1815–1817) und den Vereinigten Staaten zu vertiefen Anlaß genommen hat. Seine umfangreichen Sammlungen befinden sich in Neuwied, dem Hauptort der Standesherrschaft. Der Vater des Bräutigams hat sich durch seine Tätigkeit als Präsident des preussischen Herrenhauses namhafte Verdienste erworben. Der Erbprinz hat bisher wenig Gelegenheit gehabt, in der Öffentlichkeit hervorzutreten; man rühmt ihm Herzensgüte und reiche Begabung nach, wie sie stets im fürstlichen Hause in Fülle vertreten gewesen sind. — k.

Der erste Gang zur Schule.

(Bild S. 489.)

Ein Kind will nun zur Schule gehn
Mit Schiefertafel, Buch und Ranzen,
Die Puppen all verlassen stehn,
Der Hampelmann braucht nicht zu tanzen.
Der Bilderbücher reiche Zahl
Liegt unbeachtet in der Ecke,
Und friedlich ruhen allzumal
Schaf, Hund und Käzchen im Verstecke.

Vergeblich lockt der Sonne Schein
Zu frohem Treiben in den Garten,
Mein Kind muß nunmehr fleißig sein,
Fron Sonne soll bis später warten!
Im Hof der Spatzen feste Schar
Recht schier verwundernd sich die Köpfechen:
„Zur Schule geht's, man trägt sogar
Anstatt des offenen Haars ein Töpfchen!“

Ob auch die andern Kinder sehn,
Wie gut ihm Topf und Ranzen kleiden!
Bleibt keines auf der Straße stehn,
Es zu bewundern, zu beneiden?
Des Nachbarn Ernst blüht schelmisch drein,
Er kennt bereits der Schule Sorgen,
Die Plagen alle, groß und klein,
Die der Gespielin noch verborgen.

„Ich schau“, mein Kind, die finstend nach,
Den ersten Schritt thust du ins Leben,
Die Zeit vergeht, und allgemach
Wird deiner Jugend Traum entschweben.
Und wie sich reißt die Jahr an Jahr —
Mein Segen wird dich stets geleiten:
Wie heut' so sollst du immerdar
Mit frischem Mute vorwärts schreiten.

Eugen Hamé.

Nächtliche Rettung auf See mittels schwimmender Leuchtboje.

(Bild S. 500.)

„Mann über Bord!“ ertönt der Schreckensruf vom Deck des großen Schnelldampfers, der in dunkler Nacht die bewegte atlantische See durchschneidet. Auf dem bisher einsamen Promenadenweg wird es lebendig, und hundert Hände regen sich, um dem draußen im Wasser ringenden Verunglückten Hilfe zu bringen.

Diese Aufregung ist aber kaum noch nötig, denn soeben flammt auf der bewegten Wasseroberfläche ein helles Licht auf und zeigt dem Schwimmer die Stelle, wo er zunächst Hilfe zu erwarten hat. Keuchend vor Anstrengung erreicht er das Licht — eine elektrisch beleuchtete Rettungsboje — setzt sich hinein und ist gerettet. Ein Boot des Dampfschiffs ist bald zur Stelle, und Mann und Boje sind geborgen. — Die in dem Bilde geschilderte Rettungsboje ist eine Erfindung des Korvettenkapitäns a. D. Keller in Kiel und wird nun bei unserer Kriegsmarine und auch bei großen Schnelldampfern eingeführt. Dieser Rettungsapparat besteht aus dem aus Kork gefertigten Ring und trägt dieser mittels dänischer Aufhängung die die Elektrizitätsquelle tragende Stange (Rohr), die oben die elektrische Lampe trägt und unter Wasser das Gewicht des den Strom erzeugenden Körpers. Die Laternenhöhe ist 1 Meter über Wasser, die Sichtweite des Lichts 2½ Seemeilen, die Tragfähigkeit der Boje 12–15 Personen. Diese Rettungsboje hängt an der Keeling des Schiffes und wird durch einen Hebel von ihrer Verbindung gelöst; bei ihrem Sturz ins Wasser leuchtet sofort auch die elektrische Lampe auf, die auf 24 Stunden Brennzzeit berechnet ist und sechs Kerzen Lichtstärke hat.

Willy Stöwer.

Die alte Jungfer.

Plauderei

von

Tony Schumacher.

Bei keiner Sorte Menschen schweben uns so verschiedene und mannigfaltige Arten vor, wie bei dem Begriff: alte Jungfer — und doch wird dies Wort fast immer mit derselben Betonung ausgesprochen — ein bißchen mitteilig, ein bißchen von oben herunter, ein bißchen geringschäßig oder gar spöttisch. Dies Wort aber umfaßt Tausende und Millionen von Menschen, und ihre Anzahl wird immer größer durch die nun eben einmal bestehenden gegenwärtigen Verhältnisse, und es ist einfach unredt und lächerlich, bei solch gewaltiger Menge noch immer zu verallgemeinern und an dem traditionellen, veralteten Urteil festzuhalten.

Zu Zeiten unserer Mütter und Großmütter, ja, da konnte man verstehen, daß die alte Jungfer in einer Familie unter obige Begriffe fiel. Damals gehörte es zu den Ausnahmen, wenn ein Mädchen nicht heiratete — und mußten ganz besondere physische oder innere Gründe vorhanden sein, wenn sie: „keinen Mann fand“ oder nicht „heiraten wollte!“ — Diese vereinzelt Mädchen mochten wohl ein besonderes Gepräge an sich tragen, von „Eigenart“ oder „Ausgeschware“, und wir haben diese Eindrücke und Begriffe mit Zähigkeit und Unvernunft bis heute festgehalten, und davon müßten wir mit aller Macht loszukommen suchen!

Eine alte Jungfer! Auf die Gefahr hin, ein böses Gesicht von einem Teil dieser lieben Mitschwester zu bekommen, möchte ich das erste Wort des traditionellen Urteils doch gewahrt wissen — das Mitleid — wohlverstanden aber nicht in dem Sinne, als hätten die Unverheirateten ein verfehltes Leben zu beklagen, sondern von der Seite betrachtet, daß der alten Jungfer eine Reihe von Glück und Freuden unbekannt bleiben, die die Höhepunkte des weiblichen Lebens bilden sollten, so wie es die Natur bestimmt hat.

Kein Mädchen — es müßten denn absonderliche Verhältnisse vorherrschen, welche die Ausnahmen zeitigen — hat nicht eine Zeit gehabt, wo es sich nicht als Braut, als Gattin und Mutter dachte, und ein eignes Heim, in dem es liebend und geliebt schalten und walten dürfte, sich wünschte und ausmalte. Mit dem berechtigten Begriffe, daß etwas „Wundervolles“ geschehen werde, tritt wohl fast jedes Mädchen ins Leben ein, sie mag viel oder wenig Zeit zum Träumen, viel oder wenig Anlage dazu haben! Dieses erwartungsvolle, sehnsüchtige Gefühl ist ein normales, natürliches. — Und nun rückt die Erfüllung dessen, was oft noch unbewußt in solchen jungen Herzen ruht, näher. Er, der Herrlichste von allen, steht plötzlich, in irgend einer Gestalt verkörpert da, und alle gehegten Ideale und Wünsche nehmen jetzt eine bestimmte Form an — das junge Herz liebt und sehnt sich nach Gegenliebe! Und nun kommt die Zeit der Eichtung, bei der einen früher, bei der andern später! Da steht die nüchterne, kalte Wirklichkeit, die sagt: Nicht für eine jede — lange nicht für die Hälfte ist diese Art Glück bestimmt — und das sehnsüchtige Auge, das liebevolle Herz muß sehen, wie das erhoffte Glück sich einer ändern — vielleicht der Schwester, vielleicht der Freundin, vielleicht einer ganz Fremden, die man nicht einmal für würdig erachtet, zuwenden! Von diesem Augenblick an beginnt ein innerer Kampf für die aus irgend einem Grunde Nichtgewählte! Dieser Gründe können es so gar viele sein — Mangel an äußeren Vorzügen, an inneren Eigenschaften, am nötigen Gelde, oder es sind mißliche Familienverhältnisse da, oder es war die Sachlage ungünstig zu näherem Sich-kennen-lernen — wer kann all das aufzählen, was hindernd und vernichtend etwa dazwischentrat. Und wie viele andre Umstände giebt es da noch, daß Mädchen nicht zum Heiraten kommen: — langjährige Liebe, die schließlich als Täuschung sich erwies, lange Treue, die von der andern Seite am Ende nicht mehr begehrt wurde, wiederholtes Hoffen und wiederholtes Rein-Glück-haben, Liebchaften, die wieder auseinandergingen, und körperliche oder geistige Leiden, die als die schärftsten Hemmnisse dazwischen traten!

All diese Umstände müssen von einer überwiegend großen Anzahl Mädchen überwunden werden, und wie viel wird von solch innerlich wehem Herzen oft noch nebenher verlangt! — Niemand soll ahnen, wie es in einem solchen aussieht, das erfordert schon der Stolz und die Selbstachtung! Fröhlich und selbstlos soll man das Glück der Schwester, das Glück anderer mit aufbauen helfen, mit ansehen, einsam sich fühlen, wo sie in glücklicher Gemeinschaft leben, schön Erfülltes vor Augen haben, wo das eigne Sehnen nicht gestillt ist, und immer wieder innerlich entzagen, wo bei den andern frisches, blühendes Leben entsteht und die Aussicht für eine wiederbeglückte Zukunft vorhanden ist! Ich habe alle diese Gegensätze etwas drastisch ge-

schildert, aber die meisten von denen, die sich nicht verheirateten, empfinden es auch so drastisch, und es bedarf gar oft langer Jahre der Abklärung, bis das Auge gelernt hat, zu sehen, daß die Lese nicht gar so verschieden und ungerecht verteilt sind, und daß die Ehen lange nicht alle glücklich wurden, daß neben dem Glück auch massenhaft Sorgen sich einstellen, entsprungen aus den hochgespannten Erwartungen und menschlichen Enttäuschungen, aus dem Rückschlage der meisten irdischen Gefühle, und auch wieder daraus, daß im Zusammenleben die Sorgen sich wohl teilen, aber auch verdoppeln gerade da, wo die Liebe sich gleich geblieben ist.

Alles das lernt sich aus einer gewissen Vogelperspektive, aber um die zu erreichen, muß man ein gewisses Alter haben, und die Jahre bis zu diesem, das sind die schweren für ein Mädchen und die — ich bleibe dabei — Mitleid, zarte Rücksicht und feines Nachempfinden der Umgebung erheischenden.

Ja, dieses langsame Verblühen und Alterwerden, dieses in zweite Linie kommen durch eine nachwachsende Generation, dieses Abnehmen und Ermahlliche Dranggebenmüssen von Hoffnungen und Erwartungen, das sind schwere und gewichtige Prüfungszeiten für inneren Wert und Tüchtigkeit eines weiblichen Wesens; und daß eine Tochter würdig und brauchbar daraus hervorgeht, daß nicht Auswüchse, Fehler und Lächerlichkeiten entstehen, dafür müßte schon die früheste Erziehung besorgt sein.

Wie oft hört man Mütter in ordentlich selbstverständlichem Ton schon zu ihren ganz kleinen Töchtern sagen: „Das bekommst du einmal, wenn du heiratest — den oder den Schmutz darfst du einmal an deiner Hochzeit tragen!“ Oder es heißt bei den etwas älteren lachend: „Wenn du so oder so bist, so kriegst du einst keinen Mann,“ oder, gleichfalls scherzend: „Wart nur, wenn du so absonderliche Geschichten machst, so wirst du am Ende einmal eine alte Jungfer!“ oder: „Schäme dich, sei doch nicht so abgeschmackt, so lächerlich, so altjüngferlich!“ Von den Brüdern hört die kleine Schwester:

„Mit der mag ich nicht mehr tanzen, sie ist ja schon ein spätes Mädchen!“ oder: „Die armen Mädels bei Steuertats, die können warten, bis sie einen Mann kriegen,“ oder: „Ich fürchte, ich fürchte, die Mina, das arme Ding, kommt nicht mehr zum Heiraten!“ Oder: „Jammerschade, daß die kleine Müller, die doch so herzlich war, nun sitzen bleibt!“ Und dazwischen heißt es hier und dort:

„s ist kein Wunder, daß die Tante Bertha, die Base Mina so eigentümlich ist, so erregt, so lächerlich in ihrem Anzuge, so übertrieben mit ihrem Hunde, so übelnehmerisch, so exzentrisch, so nervös — s ist halt eine alte Jungfer!“

O, wie unklug und wie unredt ist es, derartig zu sprechen und zu urteilen vor jugendlichen Ohren! Wie muß da in dem jungen Herzen ein ganz falscher Begriff sich einnisten, und wie wird da von den Allernächsten der Grund gelegt, daß das Sich-nicht-verheiraten als größtes Unglück angesehen wird!

Was kann da eine verständige, klar denkende Mutter doch alles thun, um ihre Töchter davor zu behüten und ihnen beizubringen, daß die Frage, ob ledig oder verheiratet, lange nicht die wichtigste sei, wohl aber die, ob nützlich und brauchbar.

Eine richtige Mutter wird in der jetzigen Zeit, so sie ein offenes Auge und Ueberblick über die bestehenden Verhältnisse hat, von früh an ihre Töchter darauf hinweisen, daß Heiraten zu den Ausnahmefällen gehört, daß es vielfach thöricht und lächerlich wäre, dies als einziges Glück anzusehen, daß es wohl sein könne, daß eine Zeit komme, wo der Wunsch nach solchem Glück sehr lebendig in ihnen werde, und daß es drum sehr gut sei, sich darauf vorzubereiten, um in dem etwaigen inneren Kampfe nicht zu viel zu leiden.

Dieser Kampf gehört mit zur inneren Entwicklung, hörte ich einst eine Mutter zu ihren Töchtern sagen. Sie war eine prächtige Frau, die es verstand, ihren Kindern auf dem Lebenswege wirklich praktisch zuzuhelfen.

„Es ist vergeblich,“ sagte sie, „den Mädels weismachen zu wollen, das Leben ohne Liebe und Heirat sei gerade so schön, das glauben sie einfach nicht, weil es gegen die Natur geht! Aber ihnen immer wieder recht klar und bestimmt zu sagen und zu zeigen — das Ledigbleiben ist auch schön — das ist unsre tägliche Aufgabe, und gottlob, wir können dies mit voller Wahrheit vertreten!“

Ja, auch schön, auch reich, auch vielgestaltig, auch beglückend kann das Leben der alten Jungfer sein, und unter Umständen ist sie im Stande, noch mehr zu leisten und zu wirken als die Verheiratete, weil sie freier in ihren Bewegungen und vielleicht auch weniger egoistisch ist.

Wer hat das einzig wirkliche Glück in der Welt? Doch nur diejenigen, die am meisten Glück spenden, das war auch ein Lieblingsauspruch jener Frau.

Je mehr wir vermögen, ihn unsern Töchtern lebendig zu machen, desto leichter und kürzer wird das etwaige

Uebergangsstadium werden, desto energischer und bewusster werden sie ins Leben eingehen, und ihre jungen, liebewarmen Herzen werden reichlich Gelegenheit haben, zu geben und zu nehmen in ehrlicher Arbeit und Dahingabe.

„Das ist alles recht schön und gut,“ entgegnete mir neulich ein nicht mehr ganz junges Mädchen. „Aber man ist eben egoistisch, man möchte nur auch einmal im Leben selber das volle, wahre, ganze Glück genießen haben!“ und das war wieder der Punkt, wo ich nicht widersprechen konnte. Aber das: „Trotzdem auch!“ das habe ich ihr in bestimmtester Weise entgegengehalten, und als wir ein Weilschen uns noch die uns bekannten Ehen auf den Begriff: ganzes, volles Glück, ansahen, da war das Gesicht meiner lieben Freundin wieder heller geworden, und sie blickte mutiger in die Zukunft.

„Trotzdem auch!“ Wieviel Wirkungskreise, wieviel Berufsarten stehen unsrer jehigen Mädchenwelt offen! Wieviel heller und leichter ist es darin seit den Zeiten unsrer Mütter geworden, und kein Mädchen hat mehr das Recht, erbittert und vergrämt am Wege stehen zu bleiben und von verfehltem Leben zu reden! Arbeit ist Leben, frisches, erhebendes Leben, und die giebt's in der verschiedenartigsten Gestalt! Vor allem andern Arbeit im Elternhause, solange dieses noch erhalten bleibt! Sucht nichts Fernerliegendes, liebe Mit-schwester, wenn ihr noch helfen und Liebe erweisen könnt bei den Eltern, bei Geschwistern, bei den Nächsten. Da gehört ihr vor allem hin, da habt ihr auszuhalten, wenn auch fremde Verhältnisse und Arbeit wo anders euch lockend dünkt. „Ich bin ja gewiß dankbar, noch meine Eltern zu haben, aber es ist eben oft recht schwer in meinem Alter, so ganz sich noch unterordnen zu müssen, so ganz unselbständig zu sein! Man sehnt sich, wenn man älter wird, doch auch nach mehr Freiheit, und mag nicht immerfort noch als Kind behandelt sein!“ klagten mir schon manchmal solche Töchter, und ich verstand sie auch bis zu einem gewissen Grade.

Der Wunsch nach Selbstständigkeit liegt in jedem Menschen, und ich möchte darum die Eltern in solchem Maße auf das herzlichste bitten: Versteht euch doch recht in eure Kinder hinein, macht euch klar, daß sie nun erwachsen sind und das Recht haben zu einer eignen Ansicht, einem eignen Willen und einer etwas weiteren Bewegung. Helft euern Töchtern darin über manches hinweg, daß ihr ihnen, soweit es angeht, ihr Heim hübsch und behaglich macht! Stellt sie etwas freier mit dem Geld — es ist dies in allen Verhältnissen möglich — gebt ihnen eine eigne Stube, oder wenigstens ein eignes Plätzchen. Kontrolliert sie nicht ob jedem Ausgang, jedem Besuch, schenkt ihnen Vertrauen und überlaßt ihnen mehr und mehr auch die Geschäfte, die ihr seither selbst gethan. Nur ganz überlassene Arbeit mit Verantwortlichkeit giebt innere Befriedigung. Und noch etwas scheinbar Unbedeutendes, ihr lieben Mütter! Meint nicht, wenn ihr ältere Töchter habt, ihr müßt bei jedem Besuch, den sie erhalten, dazu sitzen, auch wenn es eure eignen lieben Bekannten sind. Ueberwindet euch, laßt euern Kinde das Gefühl, es ist mein Gast, er kommt zu mir, ich darf ihn empfangen, unter Umständen auch bewirten, und erlaube auch deiner Tochter, sich hie und da in ihre Stube Bekannte einzuladen. — Ich kenne da reizende Verhältnisse, wo eine liebe alte Mutter sich stets mit einem netten Scherzwort zurückzog, wenn jemand zu ihrer Tochter kam, und gar keine Unterschiede machte zwischen den eignen und ihren Bekannten.

Ihr müßt euch auch allein haben, das Alter gehört nicht immer zur Jugend,“ konnte sie so liebenswürdig sagen, und das Endresultat war, daß diese Mutter meistens im Triumphe von den Freundinnen der Tochter hereingeholt wurde. Ich kenne aber auch andre Verhältnisse, wo die Mütter nicht dieses feine Gefühl haben, wo sie, teils mißmutig, teils mißtrauisch, oder weil sie nicht allein sein mögen, den Töchtern diese Freiheit nicht gestatten, und wo die gegenseitige Liebe sehr darunter leidet.

Die älter werdende Tochter noch unter dem elterlichen Dache, wie kann das bei richtiger Auffassung und gegenseitiger Liebe und Hingebung zu einem schönen, gesegneten Leben werden!

Nicht so ganz leicht und gegeben gestalten sich sehr oft die Verhältnisse mit den Geschwistern, besonders mit den verheirateten.

„Wir können und mögen kein drittes im Hause haben!“ ist gewöhnlich der Grundgedanke — wenn er auch meist nicht ausgesprochen wird — wo es sich um etwaige Aufnahme einer ledigen Schwester handelt. Junge Eheleute sind egoistisch, und wer möchte ihnen ernstlich darüber böse sein. Aber ich möchte jeder ledig-gebliebenen Schwester, die sich ein Heim suchen muß, raten, respektiere dieses Gefühl und gehe lieber zu Fremden. Warte zu und sei nicht bitter, es kommt schon die Zeit, wo dein längeres oder kürzeres Weilen im Geschwisterhause ersehnt wird, wo du nicht mehr die dritte, sondern die in Nöten aushelfende und be-

gehrte Schwester bist, und vor allem die geliebte und liebende Tante.

Wie viel reine Freude und Glück kann in diesem Titel liegen. Wie viele Tanten kenne ich, besonders ledige, die ihr ganzes inneres Gleichgewicht wieder fanden gegenüber den Kindern der Geschwister oder Freunde, denen sie etwas sein dürfen, Kindern, die ihre Arme um sie schlingen, ihre Wangen an sie lehnen, deren warme Herzen sie empfinden, und deren stürmische Liebesfluten ihnen so wohl thun.

„Ich glaube kaum, daß ich eigne Kinder lieber haben könnte wie die meiner Schwester — meines Bruders!“ wie oft hört man diesen Ausspruch, und welche Opfer vermag solche Tante oft zu bringen — Opfer an Zeit, an Selbsthingabe, an Geld, an Gesundheit und Bequemlichkeit. Ich möchte bei dieser Gelegenheit die betreffenden Geschwister und Eltern der Kleinen recht herzlich bitten, gönnt der ledigen Schwester dieses Glück voll und ganz. Seid nicht kleinlich und reizbar, wenn sie in ihrer Liebe manchmal in die Erziehung einredet, und seid nicht eifersüchtig, es bleibt euch ja doch der Hauptanteil.

„Ich weiß gar nicht, wie wir ohne unser Tanten zurechtkämen, sie ist der Segen und der gute Geist in unserm Hause!“ sagte mir erst vor einigen Tagen eine junge Frau, und eine andre, auf dem Lande lebende erzählte mir, wie glücklich sie darüber sei, daß ihre Schwester in der Stadt ihren Kindern ein Heim und Mutterliebe in den Schuljahren biete. Und wie viele andre schweben mir noch vor — gutsituierte, die bei Vientenants- und Studentenessen, oder bei Liebes- und Heiratsjungen des Nichtchens als rettende Engel eintreten — gut unterrichtete, gebildete, gemüthvolle, die beim Aufgabemachen, beim Klavierüben, beim Sprachenlernen helfen — fleißige, praktische, die der zerrissenen Strümpfe, der Kleider und Hüte sich annehmen und oft eine geradezu rührende Eitelkeit für die Reffen und Nichten an Tag legen — aufopferungsvolle, gänzlich selbstlose, die mit Mut und Liebe einstehen in Tagen der Krankheit und Sorgen, und die ausharren, mit völliger Dahingabe ihres eignen Ich.

Ja, der Tantenberuf ist der schönste für die ledig Geblienen, und er läßt sich ausdehnen auch da, wo keine verwandtschaftlichen Bande vorhanden sind: die Tante in obigem Sinne des Wortes wird überall Segen verbreiten und Liebe empfangen, und sie hat ein gar weites Feld, wo sie sich Thätigkeit aussuchen kann, nach Fähigkeiten und Lust. — Tante in der Weise, daß man sich ein Anrecht an die Kinder erwerben kann durch treue Hingabe, ist auch die Lehrerin, die Gouvernante, die Haushälterin, die Kindergärtnerin, die Diakonissin, die Armenpflegerin, und es gilt auch hier — wo wirklich in Liebe gethät wird, da dürfen auch in den meisten Fällen die Betreffenden Liebe ernten.

Liebe und ein Beruf sind es hauptsächlich, die die Nichtverheirateten vermissen. Wie viele Wege stehen aber jetzt auch zu einer befriedigenden, ehrenden Lebensarbeit offen. Ich kann nicht die Berufe alle aufzählen, in denen einzelne Mädchen am Schreibtisch, an der Maschine, in Haus, Küche, Garten, an der Staffelei, am Strohrahmen, im Comptoir und Verkaufsmagazin, im Telegraphenbureau oder im Salon, und im Krankenhaus Verwendung und Arbeit finden können, dazu gerechnet diejenigen, die thätig sind in den Familien!

„Aber sich immer unterordnen, immer dienen, gar keinen freien Willen haben,“ höre ich eine Stimme, aber es ist eine vereinzelte, und ich antworte ihr auch darauf ganz in der Stille, denn es ist eine von den noch nicht ganz „Durchgebrungenen“:

„Glaubst du denn, daß eine Gattin und Mutter und Hausfrau immer das thun darf, was sie mag, und daß ihr Tagwerk nicht in vielem noch eines größeren ‚Sich-unterordnens‘ bedarf, als es bei dir der Fall ist!“

Nicht wahr, ihr lieben, nichtverheirateten Mit-schwester, ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß es sehr wenige unter euch giebt, die in unsern Tagen nicht erfasst haben, daß sie den besten Ersatz für Familienglück in Unterordnung und in Anwendung ihrer physischen und seelischen Eigenschaften finden, und daß auch die Einsame nicht sich selber leben darf, sondern in freier Wahl und Treue schaffen und ernten soll für andre.

An dieser Stelle möchte ich nun aber eine Gegenseitigkeit verlangen. Ihr, die ihr euch in euern Familien warm geborgen fühlt, seid stets eingedenk der Dankeschuld, die ihr dafür zu entrichten habt, und nehmt nicht nur die Hilfe der Alleinstehenden als etwas Bezahlfes oder Selbstverständliches hin, sondern laßt sie auch euern Dank und eure Gegenliebe, besonders in franten Tagen, recht warm fühlen. Da, wo nichts mehr gethan und geleistet werden kann, empfindet die Einsame oft mit neuer Bitternis ihre Lage, und es mühte von Ehefrau zu Ehefrau, von Haushalt zu Haushalt ein Bund gemacht werden, daß man sich als selbstverständlich mit Takt und Liebe der familienlosen Leidenden annimmt. — Ich spreche nicht von einem neuen Verein, sondern von einer aus den jetzt

bestehenden Verhältnissen neu herauswachsenden Verpflichtung und Liebesaufgabe derer, die nicht verlassen und einsam sind, wenn sie krank werden. Und nun noch einmal:

„Glück spenden ist Glück empfangen!“ Wo sind eigentlich jetzt die verlassen, unglücklichen einstigen „alten Jungfern“ mit ihren Kaffeeklatschen, ihrem lächerlichen Gebaren und ihrem inhaltslosen, müßigen Leben? Es wird deren vielleicht einzelne noch geben, auch vielleicht nervöse und geschmacklose, oder jammernde, oder schwahende, aber nicht zahlreicher, als es solcher Kategorie Menschen auch unter den Verheirateten giebt.

Drum wollen wir es uns nie mehr gestatten, und besonders auch unsern Kindern nicht, daß wir in der seitherigen altgewohnten, den Betreffenden so furchtbar wehthuenden Betonung sagen:

„Es ist halt eine alte Jungfer!“ Und die lieben alten Jungfern sollen das Panier hochhalten und mit Mut und Stolz das Lösungswort aussprechen:

„Trotzdem auch glücklich!“

Getreideförderer mit Aufdruckbetrieb.

(Bild S. 496.)

Der Aufschwung unsrer Nordseehäfen beruht nicht zum kleinsten Teil auf den hinreichenden Hilfsmitteln, welche die moderne Technik darbietet. Unsere Abbildung zeigt uns eine Vorrichtung zum Lösen der losen Getreideladungen, die einen wesentlichen Fortschritt bedeutet gegenüber der früheren Art, der Verwendung menschlicher Arbeitskraft. An deren Stelle besorgt der Aufdruck die Hebung der Getreidekörner; sie werden durch die gebogenen Röhren hinaufgezogen in die Tärme der Maschine; eine dort angebrachte automatische Wage kippt von selbst um, sobald sie 500 Kilogramm aufgenommen hat, wodurch das Getreide in den Schiffsraum des „Förderers“ fällt. Von hier aus wird es durch Waggernmaschinen in die daneben liegenden kleineren Schiffe zum Weitertransport oder in die Lagerhäuser am Ufer gebracht. Der auf unserm Bilde dargestellte Getreideförderer befindet sich in Bremerhaven; der große Dampfer, an dessen Seite er angelegt hat, ist der dem Norddeutschen Lloyd gehörige „G. H. Meier“. Der Schiffkörper des „Förderers“ ist auf der Werft von Tecklenburg in Ostfriesland erbaut, er ist 65 Meter lang und mit einem schweren Betondeckel versehen, als Gegengewicht für die turmartigen Aufbauten, die sich 15 Meter hoch erheben. Die gesamte Einrichtung der Maschinen ist hergestellt in der weltbekannten Maschinenfabrik von G. Luthar in Braunschweig; sie entwickelt 400 Pferdekraft und eine Leistungsfähigkeit von 120 000 Kilogramm in der Stunde; bei ununterbrochener Thätigkeit kann sie in 24 Stunden einen Dampfer von fast 3000 Tonnen (zu 1000 Kilogramm) entladen, dessen Ladung dem Fassungsraum von etwa 300 Eisenbahnwagen entspricht.

Eine unheimliche Geschichte.

Nach dem Englischen

von

A. Goldmann.

Sie hießen ihn kurzweg „Na-Na“, und er — doch ich greife damit meiner Erzählung vor.

Ich hatte meine wohlverdiente Urlaubszeit im schönen Schweizerland genossen und gedachte auf dem Heimweg mir Aachen noch etwas näher anzusehen. So logierte ich mich denn dort im Gasthof zum „Monarchen“ ein und hatte auch keine Veranlassung, diesen Entschluß zu bereuen; den die gemüthliche alte Stadt mit ihren schönen Kirchen und hochgiebeligen Häusern bildete für mich eine angenehme Abwechslung, nachdem ich so lange nur zwischen Gletschern und Eissfeldern verweilt hatte. Das war auch der Grund, daß aus einem kurzen Besuch ein längerer Aufenthalt wurde, der sich um so genutzreicher gestaltete, als ich dabei die Bekanntschaft Doktor Hills machte, eines Herrn ziemlich gleichen Alters und gleicher Gesinnung. Er hatte sich in Aachen als Spezialarzt für Herzkrankheiten niedergelassen und war da allgemein bekannt und geschätzt. Ich traf den Doktor zufällig am Abend meiner Ankunft im Hotel, wo er gewöhnlich speiste; und jeden Abend sowie manche Nachmittagsstunde verbrachten wir zusammen in angenehmer Unterhaltung.

Am dritten Tage meines Aufenthalts machten wir eine Runde durch den Stadtpark, in der Nähe des Mariahilf-Hospitals, als sich uns ein Herr näherte, dessen Erscheinung, zum mindesten gesagt, höchst außergewöhnlich war. Sein Anzug ließ wenig zu wünschen übrig, aber sein Gesicht erschien, als ob die Haut zusammengekrumpft sei, und seine Wangen sahen aus, wie wenn sie durch ein heißes Bügeleisen versengt wären. Die Entstellung an und für sich war nicht gerade groß, aber der Eindruck, den sie hervorbrachte, war ein so seltsamer, daß ich beinahe laut auslachen mußte, als ich des Herrn gewahr wurde. Eben wunderte ich mich, wie in aller Welt der Mann zu diesem Aussehen gekommen sein mochte, als er zu meinem Erstaunen meinem Begleiter zunickte und in bestem Deutsch, aber mit etwas amerikanischer Betonung herüber rief: „Morgen, Doktor, prächtiger Tag heute! — was?“

Dann ging der Herr mit dem sonderbaren Gesicht weiter, ohne daß ich Zeit gefunden hätte, mich ihm vorstellen zu lassen; aber mein Begleiter war bereit, meine Neugierde über ihn zu befriedigen.

„Wir heißen ihn den „Na-Na“,“ sagte mir der Doktor, „sein wirklicher Name ist aber Roberts —

Charles Roberts. Er ist Amerikaner und, soviel ich weiß, Korrespondent einer bedeutenden nordamerikanischen Zeitung. Jeden Herbst kommt er hierher und ist eine der bekanntesten Straßenfiguren von Aachen.“

„Wie kam er zu solch sonderbarem Aussehen?“ fragte ich.

„Wenn Sie das interessiert, so thun Sie am besten, ihn selbst darüber zu befragen,“ erwiderte mir Doktor Hill, „er wird es Ihnen bereitwilligst erzählen; er liebt es, über die Umstände zu sprechen, denen er sein auffallendes Aussehen verdankt. Er geht nicht eben rasch; sollen wir umkehren und ihn uns ein-



Nach einer photographischen Aufnahme von W. Sander & Sohn in Oestmünde.

Getreideförderer mit Luftdruckbetrieb in Bremerhaven.

fangen? Dann können wir ihn bitten, in den „Monarchen“ mitzukommen — oder, noch besser, wir wollen diesen Abend auf meiner Bude zubringen und eine Zigarre rauchen, während er uns sein Garn vorspielt.“

Gerne nahm ich diesen Vorschlag an, und bald

hatten wir den einsamen Spaziergänger eingeholt, der geschmeichelt schien, unser Interesse erregt zu haben.

„Dies ist mein Freund, Assessor Braun!“ sagte Doktor Hill, mich vorstellend. „Da wir denselben Weg haben, dachten wir, daß wir ihn ebenfogut zusammen gehen könnten. Herr Braun ist zum ersten-

mal in Aachen, und ich möchte ihm gerne den Stadtgarten zeigen.“

Herr „Na-Na“ — ich kann nicht umhin, ihn ferner mit diesem ihm verliehenen Namen zu benennen — sprach einige verbindliche Worte, und wir schritten miteinander weiter, während ich es so einrichtete, daß



Wachtung! Nach dem Gemälde von G. Bafch.

Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

der Doktor in der Mitte zu gehen kam. Der Anblick einer solchen Physiognomie ging beinahe über meine Fähigkeit, das Lachen zu verbeissen. Doch mannhaft widerstand ich der Versuchung, und als wir unser Hotel erreichten, standen wir bereits auf bestem Fuß miteinander, und Herr „Na-Na“ verließ uns mit dem Versprechen, um neun Uhr auf des Doktors Zimmer zu kommen, dort eine Zigarre mit uns zu rauchen.

Der Nachmittag erschien mir noch einmal so lang als gewöhnlich. Ich war ängstlich darauf bedacht, ja gewiß pünktlich um neun Uhr zu erscheinen; denn das Gesicht des Amerikaners wollte mir nicht aus dem Sinn und die Zurückhaltung des Doktors hatte meine Neugier noch erheblich vermehrt.

Endlich hatte die langweilige Abendtafel ihr Ende erreicht, und ich folgte dem Doktor über den Wilhelmsplatz und die Franzosenstraße hinunter bis zu einem großen Gebäudekomplex, in welchem mein Bekannter Wohnung genommen hatte. Bald streckte ich mich behaglich in einen bequemen Lehnstuhl; mein Wirt offerierte mir eine Zigarre, die ich anstekte, und nun wartete ich mit Sehnsucht auf das Erscheinen des Herrn „Na-Na“!

Die große Glocke auf dem Münsterturm schlug neun Uhr, als es an die Türe klopfte, und eine Minute später sah der Erwartete mir gegenüber. Er war ebenso gekleidet wie am Nachmittag, und sein Gesicht zeigte dieselben unbeschreiblichen Züge. Doch nun sah ich erst, daß auch seine Hände sonderbar ausfielen; es war gerade, als ob sie zu groß seien für die Haut, die sie umschloß, und dieselben eigentümlichen Merkmale, die das Gesicht trug, waren auch an den Händen sichtbar.

Das Gespräch drehte sich um Alltägliches, aber bald entdeckte ich, daß Herr „Na-Na“ ein durchaus wohlunterrichteter Mann sei. Er schien fast alle Weltteile besucht und dort die merkwürdigsten Dinge gesehen und erlebt zu haben.

Von seinen Abenteuern sprach er mit einer gewissen leicht darüber hinweggehenden, selbstzufriedenen Manier, seine Art ließ ziemlich stark den Amerikaner durchblicken. Doch ich erkannte bald, daß mein neuer Bekannter ein höchst angenehmer Gesellschafter sei, dessen mannigfaltiges Wissen und trockener Humor ihn in der That zu einem Fund für uns mache.

So hatten wir etwa eine halbe Stunde verplaudert, als der Doktor sich endlich der Frage näherte, die mir auf der Zunge schwebte.

„Mein Freund Braun ist etwas wißbegierig veranlagt“, begann er, „und ist äußerst erstaunt über die auffallenden Merkmale, die Sie zeigen. Ich sagte ihm, daß Sie stets freundlichst bereit wären, Aufklärung darüber zu geben, und kann Sie versichern, daß es nicht nur mühsige Neugier von ihm ist; deshalb würden Sie sich vielleicht entschließen, ihm Ihr Vertrauen zu schenken.“

Ich glaubte schon, daß diese so direkte Bitte den Reporter unangenehm berühren, wo nicht gar beleidigen würde, aber er schien sie eher als ein Kompliment aufzufassen.

„Werde mir ein Vergnügen daraus machen, Herrn Braun meine kleine Geschichte zu erzählen“, erwiderte er, „doch es ist sehr wahrscheinlich, daß sie ihn enttäuschen wird. In diesen Tagen des vorgeschrittenen Wissens und der Forschung ist es kein Kleines, einen Gebildeten noch durch etwas in Erstaunen zu setzen, und bei meinem Fall liegt das einzige Interessante in dem Außerordentlichen meines kleinen Abenteuers. Doch Sie können mich ja unterbrechen, wenn ich Ihnen langweilig werde.“

Ich beillte mich, ihm das Gegenteil zu versichern.

„Im Jahr achtundachtzig“, fing Herr Roberts an, „war ich Korrespondent für ein Blatt, welches damals für die geleseste Zeitung in Nordamerika galt. Es war zu Ende der Saison in Trouville, und ich war nahe daran, den Staub von meinen Füßen zu schütteln. Zu jener Zeit war ich ein ganz gewöhnlich aussehendes Menschenkind, wesentlich verschieden von der Vogelscheuche, die ich jetzt darstelle. Wir hatten Ende August, und die Zeitungen begannen gerade, die Cholera auszubenten, die da und dort auftrat. Ich ließ es mir noch recht wohl sein an der See und es fiel mir nicht im Schlafe ein, vor nächster Woche abzureisen, bis ich eines schönen Morgens ein Kabeltelegramm erhielt aus meinem Hauptquartier, dem ich Folge zu leisten hatte. Mein Chef hatte gelesen, daß alle Zeitungen über die Seuche berichteten; er wollte die andern Blätter womöglich noch überbieten, und so schickte er mich nach Warstedt, wo dieselbe ebenfalls ausgebrochen war, um ihm telegraphisch immer das Neueste zu melden.“

„Es war nichts zu machen, als dem Befehle zu gehorchen! — So rappelte ich mich denn auf, zahlte meine Rechnung — beiläufig gesagt, es war eine recht gefällige — und machte mich auf den Weg nach Warstedt, das zu jener Zeit einem Pesthause glich. Jeden Tag starben Hunderte dort und die Seuche hatte ihren Höhepunkt erreicht, als ich am Abend in dem Städtchen ankam. Na, — es war ein trübseliges Nest,

dieses Warstedt im August achtundachtzig, und als ich zwölf Stunden da war, hatte ich genug gesehen, um mein Leben lang daran zu denken!

„Doch, ich hatte meine Ordre und mußte derselben nachkommen. — Das that ich denn auch und schickte jeden Tag meinen traurigen Bericht ab. Ich selbst war vorsichtig, lebte außerhalb der Stadt, bezog meinen Unterhalt jeden Morgen frisch aus einer entfernten Gegend und befand mich insoweit ganz wohl dabei.“

„Nein, ich würde die Cholera nicht bekommen!“

„Ich that meine Pflicht wie jeder andre Korrespondent und behielt den Kopf oben.“

„So hatte ich schon eine Woche in Warstedt verweilt, und wir schrieben den fünften September, als ich mich etwas angegriffen fühlte.“

„Verstehen Sie, — ich war so wohl, als ich es jetzt bin, nur hatte ich das Gefühl der Müdigkeit. Was Wunder auch! Den ganzen Tag über war ich auf den Beinen gewesen und die Nacht vorher hatte ich schlecht geschlafen. So begab ich mich frühzeitig zur Ruhe und schlief auch bald ein.“

„Wie lange ich geschlafen haben mochte, weiß ich nicht; ich gab mir Mühe, es herauszufinden, doch wollte es mir nicht glücken. Sie müssen wissen, daß durch die Cholera jedermann so außer Ordnung gekommen war, daß von einer regelmäßigen Besorgung der Geschäfte keine Rede mehr war; wer sollte sich auch darum kümmern! — Endlich war ich vollständig wach, nur konnte ich mich nicht aufrichten. Ich fühlte mich nicht krank, noch hatte ich irgend einen Schmerz; es war nichts an mir, über das ich hätte klagen können, aber da lag ich — hellwach wachend, doch hilflos; ich konnte mich einfach nicht bewegen. Ich machte den Versuch, der Bedienung zu rufen, aber es ging nicht; ich brachte keinen Laut hervor.“

„Diese Entdeckung war wenig vergnüglich, doch da war sie — und da war ich.“

„Alles, dessen ich fähig war, war zu denken und wieder zu denken; aber bewegen konnte ich mich dabei um keines Haars Breite, und hervorbringen konnte ich nicht den leisesten Ton. Alle Thätigkeit meiner Sinne beschränkte sich darauf, daß ich vor mich hin starren und den Blick auf etwas richten konnte; denn ich lag da mit offenen Augen, vermochte sie aber nicht so zu wenden, um etwas außerhalb des Bettes zu übersehen.“

„So lag ich einige Zeit. Dann hörte ich die Türe öffnen und einige Leute hereinkommen, es mochten ihrer zwei bis drei sein; vielleicht waren es auch mehr, ich weiß es nicht.“

„Einer stand am Fußende meines Bettes und betrachtete mich aufmerksam. Er hatte eine lange Rutte an und eine sonderbare Mühe auf, was komisch ausfiel. Dann begann jemand an der Seite des Bettes in Deutsch zu reden, ich konnte aber nicht klug daraus werden, was er wollte. Doch der Kerl am Fußende antwortete ihm. — Wir wollen noch warten bis zum Abend“, sagte er. Ich zerbrach mir den Kopf darüber, was er wohl damit meinte; was sollte das alles bedeuten, was wollten sie am Abend mit mir anfangen? So fragte ich mich und konnte keine Antwort darauf finden. Dabei befand ich mich aber ganz behaglich, hatte weder Hunger, noch Durst, noch irgend ein Weh, — das einzige war, daß ich mich nicht rühren konnte! So lag ich da den ganzen Tag über. Ich vermutete wenigstens, der Tag sei nun vorüber; denn plötzlich kam der Ruttenmann wieder herein und brachte noch einen mit, der mich forschend ansah. Dann sagte er zu einem andern, der in der Nähe der Türe stand: „Sie haben recht — Sie können nun das Nötige anordnen!“

„Eine Weile verwunderte ich mich darüber, denn sie gingen und ließen mich ungestört. Nach einiger Zeit hörte ich draußen laute Fußtritte; dann öffnete sich die Türe und schwere Füße stampften in das Zimmer. Dann plumpste etwas auf den Boden, und ich hörte das Rufen von Möbeln. Darauf fühlte ich, wie mich etwas berührte, — es waren ein Paar Hände. Sie faßten mich bei den Schultern und gaben mir eine Drehung nach dem Rand des Bettes. Ein andres Handpaar nahm mich bei den Knöcheln — jede Hand einen — ich fühlte mich einen Fuß oder so in die Höhe gehoben, und dann befand ich mich plötzlich auf dem Rücken liegend, zwischen kalten Brettern.“

„Meine halbgeschlossenen Augen waren aufwärts gerichtet und fielen gerade auf den Mann, der an mir herum hantierte. Es war ein roh aussehender Kerl, der die gleiche Rutte und Kappe trug, wie die andern Besucher sie gehabt hatten.“

„Ich konnte nicht aus der Sache kommen! So sehr ich mich auch bemühte, mir dies alles zu erklären, es wollte mir nicht gelingen — und dann wurde mein Nachdenken unterbrochen durch etwas, das über mich fiel, gleich nassem Sand.“

„Es war, als ob jemand sich den Spaß gemacht hätte, Schneeballen oder besser noch ganze Schneemänner auf mich zu werfen. Dabei verbreitete sich ein eigentümlicher Geruch, der mir so bekannt vor-

kam — dann ging das Licht aus — ich war im Dunkeln. Wie ein Blitz kam es über mich:

„Ich lag in einem Sarg!“

„Mein Geschick war besiegelt — ich war machtlos! Vergebens strengte ich die ganze Energie meines Willens an — es ging nicht! Ich versuchte meine Nase zu Hilfe zu nehmen, um riechen zu können, ich brachte es nicht zu stande — ich suchte meine Zunge in den Hals zurückzuziehen, um einen Husten zu veranlassen, doch es war alles umsonst. Ich blieb gelähmt und unbeweglich! — Mein Körper war tot, doch mein Bewußtsein war lebendig geblieben, um mein Schicksal zu empfinden. — Dann nahm ich wieder jenen bekannten Geruch wahr; er war stärker als vorher, wirklich — beinahe betäubend. Es ging wie Zittern durch meinen Leib, — ich wurde mir klar, daß ich mit Chorkalk eingefüllt war.“

„Ein dumpfes Geräusch von Menschen, die sich um mich bewegten, erreichte mein Ohr; die Leute hatten ihr Werk gethan, und ich war versorgt und aufgehoben. Nur der letzte Akt der Tragödie stand noch zu erwarten!“

„Ich will Sie nicht weiter plagen mit meinen Gefühlen in jenem Kasten; es waren keineswegs heitere, so viel kann ich Sie versichern! Wollen Sie dieselben nachempfinden, so gehen Sie hin, borgen sich einen Sarg, legen sich hinein und bleiben darin eingeschlossen. Den Chorkalk mögen Sie weglassen — meinethalbs! — auch können Sie einen Telegraphen anbringen, um sofort zu signalisieren, wenn Sie heraus wollen. Und sogar dann werden Sie mir zugeben müssen, daß die Situation in keiner Weise zu den angenehmsten gehört.“

„Na — wie ich Ihnen sage!“

„Ich will die folgenden Szenen abkürzen und zum Ende eilen.“

„Also gut, — ich weiß nicht, wie lange ich so lag, mag sein eine Stunde, mag sein einen ganzen Tag, doch zuletzt hörte ich Lärm, und dann wurde ich aufgehoben und fortbewegt zum letztenmal in dieser Welt! Zunächst wurde ich die Treppe hinunter befördert. Es war eine Treppe, ich weiß das, doch wurde ich nicht hinuntergetragen, sondern irgendwie über den Rand der Treppe hinabgeschoben; die Stöße waren fürchterlich und schüttelten mir den Kalk in Mund und Augen. Endlich waren wir unten. Ich wurde wieder erhoben und auf etwas gestellt, das ein Wagen war, wie ich vermutete. Es muhten sich schon mehrere von uns auf demselben befinden, denn sobald er sich zu bewegen begann, fühlte ich, daß ähnliche Gegenstände an meinen Behälter anstießen. Zweimal hielten wir, und jedesmal hörte ich schwere Dinge um und über mich aufladen.“

„Nun ging es schneller vorwärts, und ich konnte hören, wie der Fuhrmann die Peitsche schwang und daß die Pferde auf harten Weg gelangten; doch rüttelte und schüttelte es so, daß ich nicht viel zu unterscheiden vermochte. Zuletzt hielten wir, und ich fühlte, wie der Wagen gewendet und die Pferde angehalten wurden, — und nun begann das Abladen.“

„Ich vernahm, wie die zwei, die über mich gestellt waren, herausgezogen wurden — jetzt kam an mich die Reihe.“

„Ich spürte, wie mein Sarg an den Enden aufgenommen und weiter bewegt wurde; dann hörte ich, wie sie ein Seil um denselben schlangen. — Nun kam eine Empfindung des Schwingens, das etwa eine Minute währte, und dann fühlte ich, daß ich irgendwo aufstieß und einen Ruhepunkt gefunden hatte. Wieder hörte ich das Seil unten durchschlüpfen, als es ausgezogen wurde.“

„Schon vorher sagte ich, daß ich Sie mit den Gefühlen verschonen wolle, die ich hegte, solange das alles vorging. Vielleicht vermögen Sie sich in dieselben hinein zu denken, vielleicht auch nicht.“

„Doch eben, als ich empfand, daß ich nun hinabgebracht worden war, hörte ich lautes Schreien und Fluchen, und ein Etwas fiel mit furchtbarem Gepolter schwer herab — die eine Seite meines Sarges barst, und die Luft drang zu mir herein.“

„Halb unbewußt machte ich eine Bewegung und schrie laut auf.“

„Als niemand kam und sich nichts weiteres begab, machte ich eine kräftige Anstrengung und versuchte, mich von dem Gewicht über mir zu befreien; dann vermochte ich mich zu erheben, um zu finden, daß der Sarg aus der Seilleitung gefallen und dadurch meine Kiste zertrümmert und ich frei geworden sei.“

„Die Erschütterung, so denke ich mir, brach den Bann, der auf mir gelegen, und gab mir die Bewegung wieder.“

„Die Männer waren darüber wahrscheinlich so erschrocken, daß sie davongelaufen waren, das zerrissene Seil hatten sie über den Rand des Grabes hängend zurückgelassen.“

„Es war dunkel — glücklicherweise!“

„Ich nahm all meine Kräfte zusammen; und in der That, ich muß mein Hotel wieder erreicht haben, aber von dem Gange dorthin habe ich keine Erinnerung.“

Jedenfalls erwachte ich am andern Morgen mit keinerlei andern Schaden als dem, daß meine ganze Haut zusammengerunzelt war, wie Sie sie jetzt erblicken, infolge des Ueberziehens mit Gipskalk."

Diese Erzählung hatte eine beträchtliche Zeit in Anspruch genommen; doch war ich, der gespannt lauschende Zuhörer, allen Einzelheiten derselben mit höchstem Interesse gefolgt, so daß ich jetzt ganz erschüttert und gebannt war von dem allem, was ich da vernommen hatte.

Um keinen Preis wäre mir möglich gewesen, mich an der Unterhaltung über Alltägliche, die nun folgte, zu beteiligen; es erschien mir alles so seltsam und doch wieder so natürlich! Ich nahm bald Abschied und kehrte in mein Gasthaus zurück, wo ich eine schlaflose Nacht verbrachte.

Am andern Tag wartete ich ungeduldig auf das Erscheinen des Doktors, und sobald er eingetreten war, brachte ich den Gegenstand der gestrigen Mitteilungen zur Sprache.

"Welchen Eindruck haben Sie denn davon gehabt?" fragte mich Doktor Hill als Antwort.

"Es ist die unheimlichste, schauerlichste Geschichte, die ich je hörte!" erwiderte ich, "und um so mehr, als sie uns erzählt wurde von dem Hauptbeteiligten."

"Und auch dem größten Aufschneider, der sich in Nachen aufhält," sagte ruhig der Doktor.

"Wollen Sie damit andeuten, daß Sie das Erzählte nicht glauben?" fragte ich zweifelnd.

"Das alles glauben? — fällt mir nicht ein! — Ich glaube kein einziges Wort davon."

"Und die verschrumpfte Haut? — Wie erklären Sie sich das ohne den Kalk?"

"Das!" — und er lachte. "O, das ist acne indurata; eine nicht häufige, aber wohlbekannte Krankheit der Epidermis. Roberts jedoch erfand die Geschichte, um seine Bekannten damit zu amüsieren; und eine gelungene Geschichte ist es, meinen Sie nicht auch? Wir machen ihn stets bekannt mit Neuangekommenen, und seine Erzählung verschafft ihnen dann einen unterhaltenden Abend. Wohl duzendmal hat er schon daselbe erzählt, seit ich hier praktiziere und jedesmal packt es einen wieder aufs neue. Wie gesagt, er ist der größte Schwindelmeier, dem ich je begegnete; deshalb nennen wir ihn auch nur den: 'Na-Na!'"

In der Westwand der Trettachspitze.

(Wils G. 501.)

Es giebt Berggestalten, die einen fast dämonischen Zauber auf jeden ausüben, der aus Passion und Freude am wilden Hochgebirg, nicht bloß aus Ehrgeiz oder sportlicher Eitelkeit schwierige Gipfel erklettert. Und unter jenen giebt es wieder einzelne, zu denen wir uns immer wieder hingezogen fühlen, die wir geradezu als Persönlichkeit betrachten und die uns gleichsam befreundet sind. Um so enger, je öfter wir ihnen einen Besuch abgestattet haben, je mehr Einzelheiten uns an ihnen neu erscheinen. Und besonders, wenn wir vollends eine unbekannte Eigenschaft, zum Beispiel die Erstbegehung von einer "andern Seite", entdeckt haben — ein wirkliches "alpines Problem"!

Ein Dämon dieser Art ist für mich die letzte Trettachspitze im Nöthli. In Nebel und Unwetter hatte ich vor einer Reihe von Jahren, obgleich ich sie nur dem Namen nach kannte, den langgehegten Wunsch ausgeführt, einmal näher an sie heranzugehen, selbstverständlich ohne Führer, sogar allein, als Wegweiser nur die reizvolle Schilderung Hermann von Barth's im Gedächtnis, jenes Pioniers der Nordalpen, der die Trettachspitze zum erstenmal als Tourist betrat.

Infolge eines durch den Nebel verursachten Versehens hatte ich den Nord-Ost-Grat, auf dem sich der Anstieg vollzieht, zu früh betreten, ihn hier ungangbar gefunden, im unbeforgten Gefühl jugendlicher Redlichkeit dann einfach das auf der Nordseite eingebettete Kar westwärts gequert und den Nord-West-Grat angegangen. Als dieser sich dann nach längerer Kletterei senkrecht aufrichtete, krabbelte ich auf schmalen Leisten und Bändern, meinen Gipskalk zurücklassend, quer in die schwindelnde Wand hinein, in die weiter unten furchtbar abklüftende Westwand über den Schlünden des "Bacher Loches", bis zu der Stelle, die das Bild veranschaulicht. Abgesehen davon, daß mir das eine Steigeisen gebrochen war, wurde mir hier in der graufigen Umgebung doch ein wenig bange, und obgleich ich fühlte, daß ich dem so heiß begehrten Gipfel schon ziemlich nahe war und die Schwierigkeiten an und für sich nicht allzu groß gewesen wären, so sah ich doch, daß unter den obwaltenden Verhältnissen — es war schon später Nachmittag — Vorsicht entschieden der beste Teil der Tapferkeit sei, und ich entschloß mich zum Rückzug.

Mehrere Male bin ich seit jenem Versuch über den gewöhnlichen schwierigen Weg des Nord-Ost-Grates auf den spröden, 2585 Meter hohen Gipfel geklettert, das Problem des von mir verachteten Aufstiegs blieb ungelöst, bis endlich einer meiner Freunde, ebenfalls ein inbrünstiger Verehrer der Trettachspitze, den außerordentlich schwierigen Weg über die Südwand von der Nabelegabel her erzog. Mit ihm hatte ich oft über die Ausfühbarkeit meines "Weges" gestritten, und jetzt, da er das von allen für unmöglich Erklärte möglich gemacht hatte, war Gefahr im Verzug für "meinen" Weg. Sonst sind wir beide nicht so, aber diesmal hatte uns ein klein wenig der alpine Ehrgeiz gepackt, mich zumal, da Freund G. in Sonthofen zu Hause war und daher die Trettachspitze loszusagen vor dem Fenster hatte. Und richtig, im Frühjahr 1895, während er anderwärts weilte, zog ich mit zwei guten Freunden wieder einmal hinan an den Fuß der schönen Spitze und vollführte den Aufstieg, wie ihn das Bild veranschaulicht, vollends. Bloß das Ueberklettern

der Wand, die schräg nach rechts durchklettert werden mußte, ergab sich als schwierig; dann stiegen wir losgefeilt in wenigen Minuten zum lustigen Gipfel empor.

Dieser Erfolg war meinem Konkurrenten mißliebig, daher erkletterte er seinerseits die ganze Westwand unter bedeutenden Schwierigkeiten von unten an bis hinauf, und nicht genug damit, verdaß er uns die Freude über unsere vermeintliche "Erstlings-tour", indem er herausbrachte, daß unser Weg über den Nord-West-Grat, ohne das Traversieren in die Westwand direkt über die Gratkante, die Linie der allerersten Erstbegehung durch Einheimische war. Leider hat er untrügliche Velege dafür. Mit dem eiteln Ruhm war's also für diesmal nichts; aber getreut hat uns die feuchte Kletterei doch.

Ernst Pfah.

Um Mitternacht.

Die Feder entsank der müden Hand,
Und trübe brannte das Licht,
Da stieg empor an der fahlen Wand
Ein altes, bleiches Gesicht
Und sah mich traurig und fragend an:
„So ruhest du endlich, du müder Mann,
Und hast du nun Zeit für mich?“

Und näher kam es, unhörbar leis —
Kaum rauchte das Totengewand —
Das Antlitz so faltig, das Haar schneeweiß,
Und bot mir die zitternde Hand.
„Hab' lange gewartet und habe gelauscht;
Des Tages Gewühl ist endlich verrauscht,
Nun hast du Zeit auch für mich!“

„Wir Toten entsteigen dem Nebelreich
Im Dunkel der schweigenden Nacht.
Wohl können wir lieber, wenn warm und weich
Das Sonnenlicht flutet und lacht;
Doch würdet ihr bei der Maschinen Gedröhn
Die flüsternden Stimmen der Toten verstehen?
Und hättet du Zeit für mich?“

Sie faßte mit zitternden Händen mein Haupt
Und küßte mich leis auf die Stirn.
„Du Einziger, den ich verloren geglaubt,
Um den ich zermartert mein Hirn:
Gott schüße, Gott segne dich, lieber Sohn!“ —
Ein Glockenschlag! fort war's und entflohn...
Und flackernd erlosch das Licht. — J. Schreiber.

In der Reichsdruckerei.

Von

A. Oskar Klaufmann.

Die Herstellung der deutschen Reichskassenscheine erfolgt in der Reichsdruckerei, welche unter der Aufsicht des Reichspostamtes steht. Die Druckerei ist deshalb der genannten Behörde unterstellt, weil sie in erster Linie sich mit der Herstellung der Postwertzeichen und aller der Millionen von Formularen, die für den Postverkehr Deutschlands notwendig sind, beschäftigt. Es wird den Leser in Erstaunen setzen, zu erfahren, daß die Technik der Herstellung der Postwertzeichen, insbesondere der Briefmarken, viel schwieriger ist als die Technik der Herstellung von Reichskassenscheinen. Dennoch werden wir heute, bei dem allgemeinen Interesse, welches durch den Fall Grunenthal der Reichsdruckerei und ihren Einrichtungen zugewendet worden ist, lediglich von der Herstellung der Reichskassenscheine sprechen.

Die Reichsdruckerei fertigt die Reichskassenscheine nur auf Bestellung der Reichsbank an. Die Reichsbank, welche den ganzen Geldverkehr des Reiches regelt und überwacht, weiß, wann es nötig ist, an Stelle der älteren, lange im Verkehr gewesenen, schmutzig und defekt gewordenen Kassenscheine neue auszugeben. Die Reichsbank stellt dann einen Antrag bei der Reichsschuldenkommission. Diese, bestehend aus Mitgliedern des Bundesrats und des Reichstags, tritt zu einer Sitzung zusammen und berät über den Antrag der Reichsbank, zum Beispiel über Neuherstellung von drei Millionen Mark in Hundertmarksscheinen. Die Reichsschuldenkommission giebt ihre Einwilligung, und die Reichsbank bestellt infolge derselben bei der Reichsdruckerei 30 000 Stück Hundertmarksscheine. Die Reichsdruckerei beginnt nun mit der Fabrikation mit Hilfe der vorhandenen Druckplatten, es werden aber nicht 30 000 Stück Hundertmarksscheine, sondern 33 000 Stück angefertigt. Die Reichsdruckerei muß nämlich damit rechnen, daß bei der Herstellung, trotz aller Sorgfalt, eine ganze Anzahl von Hundertmarksscheinen verunglückt, indem sie nach Fertigstellung kleine Fehler aufweisen. Da aber nur tadellose Scheine an die Reichsbank abgeliefert werden dürfen, müssen die fehlerhaften ausgemerzt werden, und damit für sie Ersatz vorhanden ist, druckt die Reichsbank stets 10 Scheine vom Hundert mehr, als bestellt worden sind.

Wir wollen nun der Fabrikation der oben erwähnten, in Angriff genommenen Hundertmarksscheine in der Reichsdruckerei zusehen.

Die Reichsdruckerei zu betreten ist unter gewöhn-

lichen Umständen durch Verbot und strenge Beaufsichtigung dem dort nicht Beschäftigten unmöglich gemacht. Das Haus der Reichsdruckerei ist stets verschlossen. Die Arbeiter und Arbeiterinnen, welche in der Zahl von vielen Hunderten an jedem Morgen den Eingang zu dem großen Hof betreten, dürfen auch zur Mittagsstunde die Reichsdruckerei nicht verlassen. Es sind besondere Vorkehrungen getroffen, um Arbeiter und Arbeiterinnen mit billigen und guten Speisen zur Mittagszeit zu versehen. Die Arbeitszeit schließt dafür mit 4 Uhr, wenn nicht besondere Arbeitsleistungen notwendig sind, und gruppenweise verlassen die Arbeiter dann das Haus, nachdem in allen Büreaus und in allen Arbeitsjalen die Kontrolle stattgefunden hat. Natürlich ist besonders dort die Kontrolle scharf, wo es sich um Briefmarken und um die Fabrikation von Geld handelt.

Wir sind indes mit einem besonderen Erlaubnis-schein des Staatssekretärs des Reichspostamtes versehen, und nachdem man am Eingang der Reichsdruckerei unsere Legitimation sehr sorgfältig geprüft hat, werden wir bis zu dem Direktor der Reichsdruckerei, einem Geheimen Oberposttrat, eskortiert, welcher unsere Erlaubnis nochmals prüft und dann einen Faktor beauftragt, uns die Fabrikation der Hundertmarksscheine zu zeigen.

Wir erfahren zunächst Näheres über das Papier, welches zum Druck der Kassenscheine verwendet wird. Es ist dies sogenanntes „Wilcorpapier“, das nach einem patentierten Verfahren in einer besonderen Fabrik in der Nähe von Oberswalde hergestellt wird.

Das Papier ist weich und doch sehr fest, es ist zäh, schwer zerreibbar und doch nicht hart oder steif. Es hat Eigenschaften, die seine Nachahmung für jeden verhindern, der nicht im Besitz großartiger maschineller Einrichtungen für die Papierfabrikation ist. Es wird als sogenanntes „endloses Papier“ hergestellt und kommt in Bogen geschnitten aus der Maschine. Jeder Bogen ist ein Rechteck von ungefähr 50 Centimeter Länge und 28 Centimeter Breite.

Hat man das rechteckige Blatt Papier vor sich liegen, und zwar mit einer der Längsseiten wagrecht, so bemerkt man, daß mitten durch das Papier von oben nach unten, parallel zu der Schmalseite des Rechtecks, ein ungefähr 10 Centimeter breiter Streifen von unregelmäßig gelagerten Fasern geht. Diese Fasern sind mit dem Papier verflochten. Man kann sie mit Hilfe einer Stednadel von dem Papier ablösen, es bleibt dann aber jedesmal dort, wo man eine solche Faser, welche wie ein Komma gestaltet ist, aus dem Papier auslöst, eine kleine Vertiefung zurück. Fälschungen, die dadurch versucht werden, daß man diese Fasern aufklebt, lassen sich sehr leicht entdecken. Die Faserung des Papiers gehört zu den Produktions-geheimnissen und bietet eine große Sicherheit gegen die Nachahmung der Reichskassenscheine. Natürlich muß der Reichsdruckerei sehr viel daran liegen, daß auch nicht in der Papierfabrik Bogen solchen Papiers, wie es zur Herstellung der Kassenscheine benutzt wird, verwendet werden. In der Fabrik sind daher beständig Beamte der Reichsdruckerei stationiert, die dort strenge Aufsicht führen. Kommt der flüssige Brei, aus dem das Papier hergestellt wird, in den ersten Bottich, so wird dieser Brei gewogen, der Bottich verschlossen, und es legen die Beamten der Reichsdruckerei Siegel an den Verschuß. Ebenso befinden sich alle Zählwerke an der Papiermaschine unter Verschuß der Reichsdruckerei. Jeder Bogen, der herauskommt und durch die Zählmaschine angezeigt wird, wird zur vorläufigen Abnahme auf eine Wiegevorrichtung gebracht, und man kann durch Verwiegen auf das genaueste berechnen, ob der gesamte Papierbrei, der in den ersten Behälter gethan wurde, am Schluß aus der Maschine als fertiger Bogen herauskam, indem man einfach die Gewichte vergleicht. Natürlich muß die Differenz, die dadurch entsteht, daß der Brei mit Wasser getränkt und naß und das fertige Papier trocken war, bei der Vergleichswiegung in Betracht gezogen werden. Die fertigen Bogen werden auf ihre Brauchbarkeit und Fehlerlosigkeit geprüft, die guten und brauchbaren Stücke kommen unter Verschuß, die unbrauchbaren, mit Fehler behafteten werden in Gegenwart der Beamten der Reichsdruckerei zerrissen und zerschnitten und sofort verbrannt. Besondere Beamte der Reichsdruckerei kommen in bestimmten Zwischenräumen in die Fabrik, um dann die fertigen Stapel von Papier in Empfang zu nehmen und sie in Kästen zu verschließen. Diese Kästen werden nach der Reichsdruckerei geschafft und hier unter besonderem Verschuß der Direktion in die Materialkammern gebracht.

Nächst dem Papier sind zur Herstellung das Wichtigste die Druckplatten. Diese sind in besonderen Abteilungen der Reichsdruckerei, unter besonderen Vorsichtsmaßnahmen und mit Aufbietung aller Künste der modernen graphischen Technik hergestellt, und zwar hat an ihnen sowohl die Kupferstich- wie die Gravirabteilung der Reichsdruckerei mitgewirkt. Diese beiden Kunst-abteilungen haben ihre Arbeitsräume in einem Teile



Räthliche Rettung auf See mittelst schwimmender Luftkugel. Originalzeichnung von Wills & Elwert.



In der Westwand der Frettagspitze. Originalzeichnung von Ernst Platz.

des Gebäudes, der durch Panzerplatten von den andern Räumen geschieden ist. Der Zugang erfolgt durch gepanzerte Türen, ist aber nur für diejenigen Beamten und Arbeiter gestattet, die hier zu thun haben. Selbst die höchsten Beamten des Reichspostamtes oder der Druckerei dürfen diesen Raum nicht betreten, wenn sie hier nicht zu arbeiten haben. Ausgenommen von dem Verbot ist nur der Direktor der Reichsdruckerei.

Zu jedem Kassenschein sind zwei Druckplatten nötig, eine für die Schan-, die andre für die Rückseite. Die Platten bestehen aus Stahl und über ihre künstlerische Bearbeitung ließe sich ein kleines Buch schreiben. Mit Hilfe der Guillochiermaschine und des Pantographen zieht man die ineinander verschlungenen Linien des sogenannten „Untergrundes“ der Zeichnung, wie sie in solcher Regelmäßigkeit niemals die Hand des geschicktesten Fälschers nachahmen kann. Mit Radier-, Nadel-, Meißel- und Grabstichel bringt man die Aufschriften, die allegorischen Figuren und Gruppen, die Medaillons und Cartouches sowie die Zahlenangaben auf die Platten, bis dieselben nach mühevoller, wochenlanger Arbeit vollendet sind. Diese Originalplatten werden jedoch für den Druck nicht verwendet. Man nimmt von ihnen galvanische Kupferabzüge und „verstählt“ dieselben, damit die Platten widerstandsfähiger werden. Eine solche Kupferplatte mit Stahlüberzug hält hundert- und fünfzigtausend Abdrücke aus.

Wir betreten nunmehr den einen der Säle, in welchem die Hundertmarkscheine, mit denen wir uns schon bisher beschäftigt haben, gedruckt werden. Wir entdecken in einer Abteilung des großen Saales kleine Mühlen, auf welchen mit Dampf, durch Transmissionsriemen, blaue Farbe, wie sie zum Druck der Hundertmarkscheine gebraucht wird, gemahlen und fertiggestellt wird. Zahlreiche Kupferdruckpressen sind außerdem in dem Saale aufgestellt, teils Pressen alter Art für Handbetrieb, teils neuere Maschinen französischer Ursprungs. Jedem Arbeiter an der Maschine werden morgens so und so viel Bogen zugezählt. Dieselbe Zahl hat er abends wieder abzuliefern, ganz gleich ob gedruckt, leer oder zerissen. Die zerissenen Stücke paßt man bei der Revision abends genau aufeinander, um zu sehen, ob nicht ein Teil etwa fehlt. Dieses Zu- und Zurückzählen der in den Drucksaal gelangten Bogen bildet die einfachste und doch sicherste Kontrolle. Auf jeden Bogen werden vier Hundertmarkscheine gedruckt. Erst kommt auf die eine Seite der Abdruck der vier Schanseiten, dann auf die andre Seite des Papiers, genau auf die Rückseiten des Schanseitenabdrucks, der Abdruck der Rückseitenplatten. Die Abdrücke der Vorder- und Rückseite des zukünftigen Geldscheines müssen haarscharf, bis auf den Bruchteil eines Millimeters genau aufeinanderstimmen, und hier entstehen beim Druck die meisten Fehler in den Scheinen, Fehler, die Veranlassung werden, die fertigen Scheine wieder auszumergen.

Die fertigen, fertiggedruckten Bogen wandern nach dem Trockenraum. Wenn wir diesen auffuchen, so gelangen wir vor eine Wellblechwand, durch die eine mit Doppelschlössern versehene Thür hindurchführt. Vor dieser Thür machen wir Halt und der Faktor bittet uns, einige Schritte zurückzutreten, da er durch die Thür das geheime Passierwort rufen müsse. Die Thür öffnet sich und ein halbes Duzend von Wächtern tritt uns entgegen. Erst auf besondere Erklärung des Faktors wird uns der Eintritt gestattet. Wir befinden uns in einem hohen weiten Saal, dessen Wände aus Wellblech bestehen und der durch Doppelwellblechwände und die dazwischen befindliche Füllung vollständig diebstahls- und feuersicher ist. An den Wänden sind, bis zur Decke hinauf, umklappbare Rahmen festrecht befestigt, die man bei Nachtgebrauch an die Wand legen kann. Jeder Rahmen enthält eine Anzahl von wagerecht gezogenen Drähten, und auf jedem Draht hängt zum Trocknen ein Papierbogen mit Geldscheinen bedruckt. Da sehen wir Zwanzigmarkscheine, da Hundertmarkscheine, da Fünfmarkscheine. Es mögen ungefähr für fünf Millionen bedrucktes Papiergeld in diesem Räume hängen, in dem sich Tag und Nacht Wächter aufhalten. Auch in diesem Saale erfolgt die Kontrolle durch Zählen der Bogen. Es müssen so viel Bogen jeder Art wieder herauskommen, wie hineingekommen sind.

Durch eine zweite Thür verlassen wir den Trockenraum und gelangen nun in die Räumlichkeiten, wo die Bogen auf Maschinen in einzelne Geldscheine zerschnitten werden und wo mit sogenannten „Buchbinderhobeln“ jeder einzelne Geldschein auf die genaue vorchriftsmäßige Länge und Breite beschnitten wird.

Von hier aus gelangen die Scheine zur „Revision“. Die Revision findet in gesonderten Räumen statt, wo ältere, zu andern Diensten in der Reichsdruckerei nicht mehr ganz kräftige, aber doch sehr geübte Graveure, Radierer, Kupferstecher und so weiter sitzen. Diese haben die Aufgabe, mit Vergrößerungsgläsern und mit ihren aufs äußerste geschärften und geübten Augen jeden einzelnen Schein auf das sorgfältigste zu mustern, ob sich nicht hier oder dort ein Fehler im Druck eingeschlichen hat. Es kann durch zu starkes Auftragen

von Farbe oder durch Fehlen von Farbe eine dunklere oder eine hellere Stelle entstanden sein. Es kann durch Dazwischengeraten eines Stäubchens oder einer Faser eine Linie auf einer Stelle auffällig stark erscheinen oder eine Lücke aufweisen, in jedem Falle werden die Revisoren diese Scheine für unbrauchbar erklären und sie auf ein besonderes Paket legen, welches, bevor es diesen Raum verläßt, vermittelst einer Lochmaschine sternförmig durchschlagen wird. Die Revisoren sind bei ihrer Arbeit in einem besonderen, vergitterten Räume untergebracht, so daß kein Unbefugter an ihre Tische heran kann. Kein Beamter, kein Kollege kann an ihren Tisch, wenn er nicht die stets verschlossene Thür in dem Gitter, das die Revisoren von dem andern Räume trennt, passiert hat. Nehmen wir nun an, es hätten alle dreihunderttausend frisch gedruckten Hundertmarkscheine die Revision passiert und die Revisoren hätten von den sämtlichen Scheinen 2200 Stück für unbrauchbar erklärt, so blieben immer noch 30800 Scheine übrig.

Dreihunderttausend werden nun mit rotem Nummernausdruck und dem Aufdruck eines runden roten Stempels, mit der Umschrift „Reichsbankdirektorium“, versehen und dann laut Bestellung an die Reichsbank abgeliefert. Die über dreihunderttausend vorhandenen 800 Stück sind „Ueberfluß“ und werden in einem besonderen Tresor verwahrt. Hier bleiben sie so lange, bis die Reichsbank wieder Hundertmarkscheine bestellt. Sie werden dann mit der nächsten Lieferung der Reichsbank übergeben. Zu diesem Tresor hat sich der Oberfaktor Grünenthal am 14. Januar 1897 Zutritt verschafft und hat hier 230 Stück Tausendmarkscheine und 200 Stück Hundertmarkscheine gestohlen. Die gestohlenen Scheine verschaffte er zu Hause mit dem Nummernausdruck und dem Stempel des Reichsbankdirektoriums und brachte sie allmählich in Verkehr. Er hat also im ganzen eine Viertelmillion Mark gestohlen, das Reich erleidet aber keinen Schaden, da bei Grünenthal, der sehr glücklich an der Börse spekulierte, mehr als eine Viertelmillion Vermögen beschlagnahmt worden ist.

Man fragt sich unwillkürlich, wie der Diebstahl Grünenthals fünfzehn Monate lang unentdeckt bleiben konnte. Einer der ersten Beamten des Reichspostamtes jagte dem Verfasser folgendes darüber:

„Es ist Grünenthal zu viel Vertrauen geschenkt worden, und unzweifelhaft war die Aufsicht ihm gegenüber nicht so, wie sie sein sollte. Aber überall, wo es sich um ‚gefährliche‘ Dinge handelt, stumpt der Mensch allmählich ab. Wenn der Soldat das erste Mal im Kriege eine Granate pfeifen hört, dann duckt er sich, einige Wochen später schläft er ungeniert auf Feldwache, wenn die Granaten rechts und links einschlagen. Wer zuerst eine Dynamitpatrone in die Hand bekommt, ist sehr ängstlich, hat er aber täglich mit Dynamit zu thun, dann wird er geradezu leichtsinnig im Gebrauch. Wer zuerst mit so verantwortlichen Dingen wie Geldfabrikation zu thun hat, ist ebenfalls sehr ängstlich, wenn er an seine Verantwortlichkeit denkt, aber diese Ängstlichkeit stumpt im Laufe von Jahrzehnten ab, und man schenkt Leuten, die man für absolut sicher hält, ein Vertrauen, das man ihnen eigentlich nach Vorschrift nicht schenken darf.“

Die Reichsschuldenkommission hat beschlossen, nunmehr eine andre Kontrolle über die Anfertigung der Reichskassenscheine in der Reichsdruckerei eintreten zu lassen. Die Reichsbank soll jetzt das Papier aus der Fabrik bei Eberswalde in Empfang nehmen und zum Bedrucken an die Reichsdruckerei geben. Da diese dann alle empfangenen Bogen wieder zurückliefern muß, gleichgültig ob sie im Druck gelungen sind oder nicht, so hat die Reichsbank die einfachste Kontrolle und in der Reichsdruckerei kann eine Unterschlagung nicht wieder vorkommen.

Sonntagmorgen im Schwarzwald.

(Bild S. 493.)

O Thäler weit, o Höhen, o schöner grüner Wald! Nach dem glänzenden Feste, das die deutschen Journalisten und Schriftsteller in Heidelberg gefeiert hatten, bin ich zum erstenmal in den Schwarzwald gekommen; nach gutem alten Baganenbrauch wollte ich ihn als Fußwandler durchstreifen, den gefüllten Rangen auf dem Rücken, den derben Knotenstock in der Faust, um die am Schreibtisch steif gewordenen Beine gründlich auszulassen. Nach mancherlei Alpenfahrten, kreuz und quer in deutschen und weissen Ländern, ziemlich verwöhnt mit landschaftlicher Schönheit, erwartete ich nun in dieser Hinsicht keine Ueberraschungen, ich empfand sogar eine Art Vorurteil gegen die runden Kluppen des Mittelgebirges. Aber die angenehme Enttäuschung sollte mir widerfahren. Wohl mangelt dem Schwarzwald die Bilder überwältigender Größe und düsterer Erhabenheit, die fahlen Zinnen und die tiefeingeschnittenen Wälder, die engen Schluchten und steilen Bergpfade — aber es schwebt trotzdem ein eigenartiger Reiz über den dunkeln Tannenwäldern, der Zauber der Waldeinsamkeit, wenn ringsum kein Laut zu hören ist, als das Wisen des Speckes, das sich heraushebt aus der hereditären Stille des Waldeswehens. Und steigt man aus den Wäldern hinab in die freundlichen heitern Thäler, so empfindet man den wohlthuenden Eindruck der Behaglichkeit, wie er mit dem echten

Bauernthum sich überall verbindet. Der Gottesfriede in Natur und Menschenleben, das ist der anheimelnde Reiz des Schwarzwaldes. Und er spricht auch zum Gemüt des Beschauers aus dem schönen Bilde Hagemanns, des Schwarzwaldmalers von Gottes Gnaden. In das schöne Gutachtal führt uns der Künstler; wir erkennen es schon an den eigentümlichen Trachten der Kirchgänger, an den schwarzen Röcken, den weissen Hemdärmeln und den breitrandigen Strohhüten der Mädchen, besonders auch an den wollenen Rugeln, die den Hut schmücken, rot bei den Unverheirateten, schwarz bei den Frauen. Die Männer tragen den langschößigen Bauernrock mit rotem Futter. Es ist Sonntag, die Arbeit ruht, alles ist auf dem Weg zur Kirche, die friedlich vom bewaldeten Hügel herabgrüßt ins Thal. Im Dufte des schönen Sommertages verschwimmen die Umrisse der ferneren Höhen. Der Bach, der leise murmelnd über die Kiesel des Bettes hinwegschlüpft, die charakteristischen Häuser mit den tieferabreichenden Dächern — alles atmet die idyllische Behaglichkeit des Sonntagmorgens im Schwarzwald. —h.

Warum „zählen“ die Maitäfer?

„Käbermai! Käbermai!
For 'ne Nadel siebt et drei!“

Vor uns her trottet ein barfüßiger Strassenjunge, der mit gellender Stimme diesen Vorwurf ertönen läßt, und die fehnächtigen Blicke, mit denen die minder glückliche Jugend ihn und seine Zigarrenliste mustert, zeigen, daß er nicht umsonst lacht.

„Papa! kauf uns auch einen Maitäfer!“ Bettelnd umdrängen mich die Jungen.

Ich bin eben in der Lage aller unglücklichen Sonntagsjäger; will ich nicht ohne jede Jagdbeute von diesem Ausflug heimkehren, dann muß ich schon die Börse ziehen und mir unterwegs das gewünschte Tier kaufen. Wir sind früh zu Holz gegangen, um einige der braunen Spielfamern für die Jungen zu erlangen; aber außer einigen Regentropfen fiel nichts von den Bäumen, so sehr wir auch daran schüttelten.

„Es giebt in diesem Jahre keine!“ war der allgemeine Klageruf der Jugend, die mit uns nach allen Richtungen das Wäldchen durchstreifte. Die Jungen stehen dringend, und so winke ich mir denn den kleinen Hagenbeck heran.

„Wollen Sie welche kooßen? Stück 'en Sechser!“

Der windige Geschäftsmann hat sie zwar bedeutend billiger ausgerufen; indessen — Konkurrenz hat er nicht zu befürchten und so kann er getrost im Preise aufschlagen. Während die nächsten Interessenten nach echter Jungenart sofort mit den Köpfen in die Kiste fahren und sich dabei lebhaft über die Vorzüge von Müller, Schornsteinfeger und Kaiser streiten, erledige ich nach alter Väterweise die finanzielle Seite des Unternehmens, und nachdem der kleine Handelsmann jedem seiner Kunden großmütig ein Fliederblatt als erste Futterration zugegeben hat, verschwinde ich wieder, um noch andre Menschen glücklich zu machen.

„Maitäfer, Kiege!
Dein Vater ist im Kriege,
Deine Mutter ist in Pommernland,
Pommernland ist abgebrannt . . .“

Mit großem Stimmenaufwand bemühen sich die Knaben, ihr krabbelndes Eigentum durch Vorlesen des alten Maitäferbundesliedes zu ermuntern.

„Papa, meiner zählt schon!“

In der That fängt sich der Käfer an zu regen; er klettert lebhaft auf der Fingerspitze herum, und immer schneller bewegen sich die Fühler. Langsam heben sich die braunen Schukbeden, und die Flügel breiten sich allmählich aus. Jetzt — da fahrt er auch schon los. Aber die Hand ist doch schneller wie der plumpe Flieger und schlägt ihn gleich wieder zu Boden. Noch einmal beginnen die hastigen Atembewegungen des Käfers und langsam zieht er die Flügel wieder ein.

„Papa, warum zählen denn die Maitäfer eigentlich?“

Da haben wir wieder eine von jenen Fragen, wie sie nur der Kindermund dem Erwachsenen vorzulegen vermag; eine von der bekannten Sorte: „Papa, essen alle Fliegen Zucker?“

„Ja!“

„Warum?“

Aber ich thue dem Jungen diesmal doch wohl unrecht, denn aufmerksam gemacht, fange ich schließlich an, mir selbst noch einmal die Frage vorzulegen.

Ja! Warum zählen denn die Maitäfer eigentlich? — Die Beantwortung dieser Frage ist eines jener Nebenprodukte, wie sie im hartnäckigen geistigen Ringen um ein größeres Ziel wohl gelegentlich abfallen. Sie verdankt ihre befriedigende Lösung dem Umstand, daß auf dem Gebiet flugtechnischen Strebens immer mehr nüchterne und besonnene Forscher erscheinen, die es sich ernstlich angelegen sein lassen, alle Vorgänge befriedigend zu erklären, welche mit dem Flugvermögen der Tiere in Verbindung stehen. Vor einer exakten Forschung konnte aber selbstverständlich die bisherige Erklärung für das eigentümliche Zählen oder Pumpen der Maitäfer nicht standhalten. Die bestehende Theorie lautet bekanntlich folgendermaßen: Der Maitäfer besitzt im Innern eine ganze Menge Luftbläschen, welche er durch dies Pumpen

mit Luft füllt; der Körper dehnt sich dadurch aus, und sein spezifisches Gewicht wird kleiner. Der Käfer braucht also nicht mehr so viel Kraft anzuwenden, um hoch zu fliegen. Der Umstand, daß sich diese Hypothese bis jetzt in allen entomologischen Werken behauptet hat, rechtfertigt wohl den Versuch, den Vorgang klarzustellen.

Zunächst eine kurze Kritik der alten Erklärung! Es handelt sich für unsre Flugtiere gar nicht darum, ein kleines spezifisches Gewicht zu erlangen, sondern darum, ein möglichst geringes absolutes Gewicht zu besitzen. Es ist ganz die alte Kinderherzfrage: „Was ist schwerer, ein Zentner Blei oder ein Zentner Federn?“

„Blei!“ sagt der verblüffte Unverstand, und kann nicht begreifen, daß beides gleich schwer sein soll.

Es liegt eben in dem spezifischen und absoluten Gewicht ein Unterschied, der meistens nicht genügend beachtet wird. Wenn ich das Volumen eines Körpers verdopple, dann ist allerdings sein spezifisches Gewicht nur noch halb so groß; aber sein absolutes Gewicht hat sich doch nur um so viel verringert, als der verdünnte Kubikinhalt Luft wog. Der auf diese Weise zu erlangende Vorteil wäre aber so klein, daß er für die Flugtiere, bei denen ja die allensfallsige Körpervergrößerung noch lange keine Verdopplung ist, kaum in Frage käme.

Nun kommt aber hinzu, daß man überhaupt das spezifische Gewicht eines Körpers nicht dadurch zu ändern vermag, daß man ihn mit dem Stoff füllt, in dem er sich befindet. Ob ich die Hülle eines Luftballons im zusammengefalteten Zustande oder voll Luft geblasen auf die Waagschale lege, das ist ganz gleichgültig! Sie wiegt in beiden Fällen dasselbe. In Wahrheit erfährt doch auch die Hülle so wenig wie der Maikäfer dadurch eine Volumenveränderung. Eine Änderung des spezifischen Gewichtes kann nur dann erfolgen, wenn der eingepumpte Stoff selbst leichter oder schwerer ist, als derjenige, in dem sich der Körper befindet. Den Zweck, sich durch Einpumpen von Luft eine Gewichtsverleicherung zu verschaffen, verfolgt also der Maikäfer sicher nicht. Aber wozu braucht er diese Luft denn sonst? — Luft pumpt er ganz zweifellos vor dem Aufzug ein!

Nun, die Ursache seines merkwürdigen Verhaltens ist folgende: Der Maikäfer gehört zu jenen Insekten, die infolge ihrer Existenzbedingungen genötigt sind, während des Nichtfliegens ihre Flügeldecken durch einen hornigen Schuhmantel vor etwaigen Beschädigungen zu bewahren. Nun erfordert aber der schwere Körper dieser Käfer eine weit größere Flügelfläche, wie sie im einfachen Zustande unter dem Hornmantel Platz fände; das Tier ist also genötigt, seine Flügel mehrfach übereinander zu legen.

Betrachten wir einmal den Flügel eines Maikäfers im zusammengelegten Zustande, so sehen wir bald ein, daß bei dieser Art und Weise des Zusammenlegens irgend ein fester Teil am Flügel nicht gut vorhanden sein kann. Kein Flugtier: Vogel, Fledermaus oder andre Insekten vermögen ihre Flügel so zu verpacken wie diese Käfer. Sie klappen die sich zusammenziehende Flügelfläche so ineinander, daß die Spitze derselben nach dem Gelenk zeigt, wobei sich das Ganze noch genau den Wölbungen des Körpers anpassen muß, was gar nicht möglich wäre, wenn die Käfer ein steifes Flügelgerüst besäßen. Nur die vordere Scheide des Flügels ist eine steife Rippe, welche sich auf zwei Drittel ihrer Länge in einem Gelenk bewegen läßt wie ein Taschenmesser. Mit Hilfe dieser Rippe bringt der Käfer den Flügel auch wohl in Ordnung. Ein Maikäferflügel ähnelt also etwa einer Fahne, das heißt er hat nur auf der einen Seite festen Halt, bildet aber im Ruhezustande keine feste Fläche. Mit einem solchen Flügel könnte sich nun der Käfer niemals in die Luft erheben; er muß also, wenn er fliegen will, seine Flügelflächen erst besonders zurüsten — sie genügend versteifen. Diese Vorbereitungen sind es nun, welche wir beim Pumpen oder Zählen beobachten.

Die ganze Flügeldecke des Maikäfers ist nämlich von einem System kleiner Luftkanäle durchzogen, welche von der vorderen Scheide des Flügels nach hinten fächerartig verlaufen, genau den festen Adern anderer Insektenflügel: Vienen, Fliegen, Schmetterlinge und so weiter entsprechend. Diese kleinen Kanäle nun pumpt das Tierchen voll Luft und schafft sich auf diese Weise die für den Flug in freier Luft nötige Versteifung seiner Flügel. Das hier von der Natur angewandte System ist ja unserer Technik nicht fremd; im Grunde ist die Festigkeit eines Luftballons ganz dieselbe. Die bloße Hülle desselben läßt sich in allen möglichen Arten zusammenlegen; sobald aber der Ballon gefüllt ist, bildet sie einen steifen Körper, der seine Form unter allen Umständen behält.

Daß in der That die Flügel mit dem Zählen des Maikäfers in Verbindung stehen, bestätigt ja auch die

Beobachtung. Je länger der Käfer Luft einpumpt, um so mehr weiten sich die Flügel aus. Ebenso können die Flügel, wenn er niedersinkt, nicht eher wieder zusammen gelegt werden, bis sämtliche Luft aus den Kanälen fortgeschafft wurde. Wir verstehen nun wohl auch, warum der Maikäfer so viel Zeit braucht, ehe er seine Flügel wieder unter dem schützenden Mantel geborgen hat. Man hat bisher eben immer den Aufzug des Käfers beobachtet, aber nicht die Landungsmanöver mit in Rechnung gezogen. Wäre das der Fall gewesen, so hätte man wohl jene famose Theorie weit eher verlassen.

Noch beweiskräftiger als die Beobachtung ist das Experiment. Wenn wir eine dieser kleinen Luftadern am Ende öffnen, wo sie auf die Festigkeit des Flügels keinen Einfluß mehr ausüben kann, so vermag das Tier nicht mehr zu fliegen. Es pumpt ununterbrochen, versucht wohl auch hochzufliegen, fällt aber immer wieder zur Erde. Die Luft entweicht eben an jener Stelle, die wir mit der Nadel oder dem Messer durchstoßen haben, und mit dem schlaff flatternden Flügel vermag der Käfer keinen kräftigen Schlag auf die Luft auszuführen. Daß die bloße Beschädigung des Flügels nicht die Ursache davon ist, erhellt zur Genüge daraus, daß Libellen oder Schmetterlinge noch sehr gut zu fliegen vermögen, wenn man ihnen die Flügel an derselben Stelle und in der nämlichen Art und Weise beschädigt. Jedenfalls liefert dieser Versuch den augenscheinlichsten Beweis für die Richtigkeit der vorgetragenen Behauptungen. In welcher Weise diese Luftadern sonst noch mit dem Organismus des Maikäfers in Verbindung stehen — das zu ermitteln, über-



Der Höhepunkt der Dichtigkeit des Wassers.

lasse ich kundigeren Leuten. Bemerken will ich nur noch, daß Fliegen und Schmetterlinge durch eine derartige Operation in ihrem Wohlbefinden nicht gestört zu werden scheinen, während der Maikäfer bald danach verendet.

Wenn wir die Erscheinung des sogenannten Zählens — richtiger also des Versteifens der Flügel vor dem Aufzug — bisher immer nur an Maikäfern beobachtet haben, so liegt dies wohl hauptsächlich daran, daß wir diesem Insekt mehr als guter Freund gegenüberstehen; in Wahrheit findet man das Einpumpen von Luft bei allen Käfern, die in gleicher Weise organisiert sind.

Am leichtesten läßt es sich noch beim Marienwurm beobachten, dem wir ja auch zutraulicher begegnen, wie dem andern Gewürm.

Jedenfalls glaube ich mit dieser Richtigestellung der Thatfachen unserm braunen Jugendfreund gegenüber eine Pflicht natürlicher Dankbarkeit erfüllt zu haben. Nachdem er von Land- und Forstwirten schon als Erzfeind verurteilt worden war, warf man ihm nun auch noch seine Aufgeblasenheit vor. Diesen Vorwurf verdient der gute plumpe Geselle denn aber doch nicht, wie wir gesehen haben. Im Gegenteil bietet er uns ein treffendes Beispiel, um die immer wieder durch die grandiose Einfachheit der angewandten Mittel die superklugen Menschen verblüffende Natur aufs neue zu bewundern. In der Flügelkonstruktion unserer Maikäfer giebt sie der ganzen modernen Flugtechnik einen gelinden Nasenstüber. Nach deren Theorie soll das Material womöglich nichts wiegen, und doch kommen sie alle nicht darüber hinweg, die nötige Versteifung der anzubringenden Segelflächen oder Vogel-Flügel durch Stahl oder Bambus besorgen zu lassen. Die Natur ist klüger! Sie bläst den Stoff ihrer Flügel an den betreffenden Stellen durch Luft auf, die ja nichts kostet und nichts wiegt, und ein genügend starkes Gerüst ist fertig.

G. G. in W.

Achtung!

(Bild S. 497.)

Im wein- und obfegneten Schwabendorf Groß-Matrosch am linken Donau-Ufer, gegenüber der ungarischen Königsfeste Bisegrad, der Blindenburg, wie sie die Väter genannt, da waren sie beide aufgewachsen als Nachbarskinder, der Niederhofer Sepp und die Brunner Marie. Aber die Marie war noch ein halb-wüchsiges Mädchen, wie sie den frommen Bauernbürgern zum Militär geholt haben. Als Deutlicher und wegen seines intelligenten Aussehens ist der Sepp zur Artillerie affiniert worden; in Przemyśl, Hermannstadt und Josephstadt in Böhmen hat er in Garnison gestanden und es zum Unteroffizier gebracht, bis ihn dann eine abermalige Verlegung — denn ein „R. u. K.“ Soldat muß die ganze österreichisch-ungarische Monarchie als seine Heimat betrachten lernen — nach der ungarischen Hauptstadt geführt hat. Auf die Brunner Marie hat er fast ganz vergessen, andre Städtchen, andre Mädchen, nicht aber sie auf ihn: auch dann nicht, nachdem sie als jüngere Tochter in Dienst gehen mußte und als Stubenmädchen ins Haus eines Artillerie-Obersten gekommen ist. Da ist es ihr denn, dank ihrer angeborenen weiblichen Reue, die nichts, was auf dem Schreibtisch des Herrn lag, ungelesen lassen konnte, bis herunter zum Verordnungsblatt des Reichskriegsministeriums, auch sein Geheimnis geblieben, daß der Sepp zum Regiment ihres Dienstherrn „transferiert“ sei, was, wie sie sich dachte, so viel wie verkehrt heißen sollte. Seitdem hat sie gespannt darauf gewartet, daß einmal der Sepp im vollen arabischen Glanz eine Meldung beim Herrn Oberst zu machen habe. Und das lang Ersehnte — heute ist's eingetroffen. Schon von weitem hat sie, um die dienstlich vorgeschriebene Stunde zum Fenster hinausschauend, den jenseitigen Unteroffizier erblickt, wie er die Kerepacher Straße hermarschierte. Die schwarze Krone hat ihm die Thüre öffnen müssen, denn sie selbst hat sich eine Ueberraschung ausgedacht. Wie der R. u. K. Krieger ins Vorzimmer tritt — posttaufend, was steht da am japanischen Schrank, den Staubbecken schüttelnd, das Kopftuch umgebunden, als ob's eine Kommisslappe wäre, und mit schelmischem Lächeln salutierend: „Tschau, Herr Niederhofer!“ Das ist wirklich eine Ueberraschung; schmunzelnd betrachtet sich der Soldat das feine Stubenmädchen, und er erkennt sie gleich, wenn sie schon größer und voller und viel hübscher geworden ist, seit er sie nicht gesehen. Der Herr Oberst wird jetzt wohl ein bißchen warten müssen, bis der Sepp und die Marie ausgeplaudert haben. Sie müssen doch ausmachen, wie sie gemeinsam ihren nächsten dienstfreien Nachmittag verbringen wollen.

—b.

Amüsante Wissenschaft.

Der Höhepunkt der Dichtigkeit des Wassers. Das Wasser bietet die eigentümliche Erscheinung dar, daß, wenn seine Temperatur erniedrigt wird, bei ihm eine Zusammenziehung nur bis zum 4. Wärmegrad erfolgt; unterhalb dieses Punktes hört, wenn auch das Kältewerden fortdauert, die Zusammenziehung nicht nur auf, sondern die Flüssigkeit dehnt sich bis zum Sinken auf den Gefrierpunkt, der bekanntlich bei 0 liegt, immer mehr aus. Das Wasser besitzt demnach bei 4 Centigrad seine höchste Dichtigkeit, wie das ja auch die berühmten Versuche von Dalesstrom, Desprez und Hope dargehen haben.

Wir besitzen nicht die feinen Instrumente dieser Forscher und haben nur ein ausgeblasenes Ei und ein mit weiter Öffnung versehenes Einmachglas (oder ein ähnliches Gefäß) voll Wasser zur Verfügung. Selbstverständlich experimentieren wir im Winter. Wir gehen dann aber folgendermaßen vor: In einem Zimmer, dessen Temperatur mehr als 10 Grad beträgt, bringen wir unser ausgeblasenes Ei in das mit Wasser gefüllte Gefäß, nachdem wir vorher die beiden Öffnungen mit Wachs verklebt und mittels eines Drahtbalkens am unteren Ende einige Geldstücke befestigt haben. Diese Geldstücke dienen dem Ei als Ballast, damit es stets in der Schwere bleibt und niemals ganz bis auf den Boden des Gefäßes herabsinkt. Sollte letzteres zu befürchten sein, so muß man das Gewicht des Eies durch Fortnahme eines oder mehrerer der Geldstücke regeln. Ist das geschehen, so bringt man das Gefäß aus dem warmen Zimmer ins Freie, und zwar wenn es draußen recht kalt ist. Die Temperatur des Wassers sinkt nun allmählich von 10 Grad (der Temperatur des Zimmers) bis auf 4 Grad über Null, während seine Dichtigkeit in stetem Zunehmen begriffen ist. Nun sieht man das Ei in dem Gefäß langsam emporsteigen, bis es auf einmal stillsteht und ruhig in dieser Lage verharrt. Das Wasser hat alsdann genau die Temperatur von 4 Grad über Null erreicht, wovon man sich leicht durch das Thermometer überzeugen kann: es ist bis auf den Höhepunkt seiner Dichtigkeit gekommen.

Läßt man das Wasser noch kälter werden, zum Beispiel bis auf 0 Grad, so nimmt seine Dichtigkeit ab und das Ei senkt sich nach dem Boden hin.

Bringt man das Gefäß wieder ins Zimmer, so wird man sehen, wie das Ei wieder aufsteigt, und zwar so lange, bis das Wasser die Temperatur von 4 Grad über Null und damit den höchsten Grad seiner Dichtigkeit erreicht. Läßt man das Wasser noch wärmer werden, so wird man sich das Ei wieder senken sehen, wie es zu Beginn des Experimentes der Fall war.

Wir haben nun folgendes wahrgenommen: Sowohl in dem Wasser, dessen Temperatur sich von 10 Grad bis auf 4 Grad über Null erniedrigt, wie in dem, dessen Temperatur sich von 0 Grad bis auf 4 Grad erhöht, steigt das Ei empor, weil in beiden Fällen die Dichtigkeit des Wassers zunimmt; bei 4 Grad über Null hat sie ihren Höhepunkt erreicht, und deshalb muß bei dieser Temperatur das Ei zum Stillstand gelangen.

Man kann natürlich das Experiment auch im Sommer anstellen; in diesem Falle muß man sich zur Herabsetzung der Temperatur des Wassers eines Stückschen Eis bedienen.



Chinesenquartier, vom Fort Canning gesehen.

Singapore.

Von

Curt Dietrich.

Mit vier Abbildungen von Arthur Jensen.

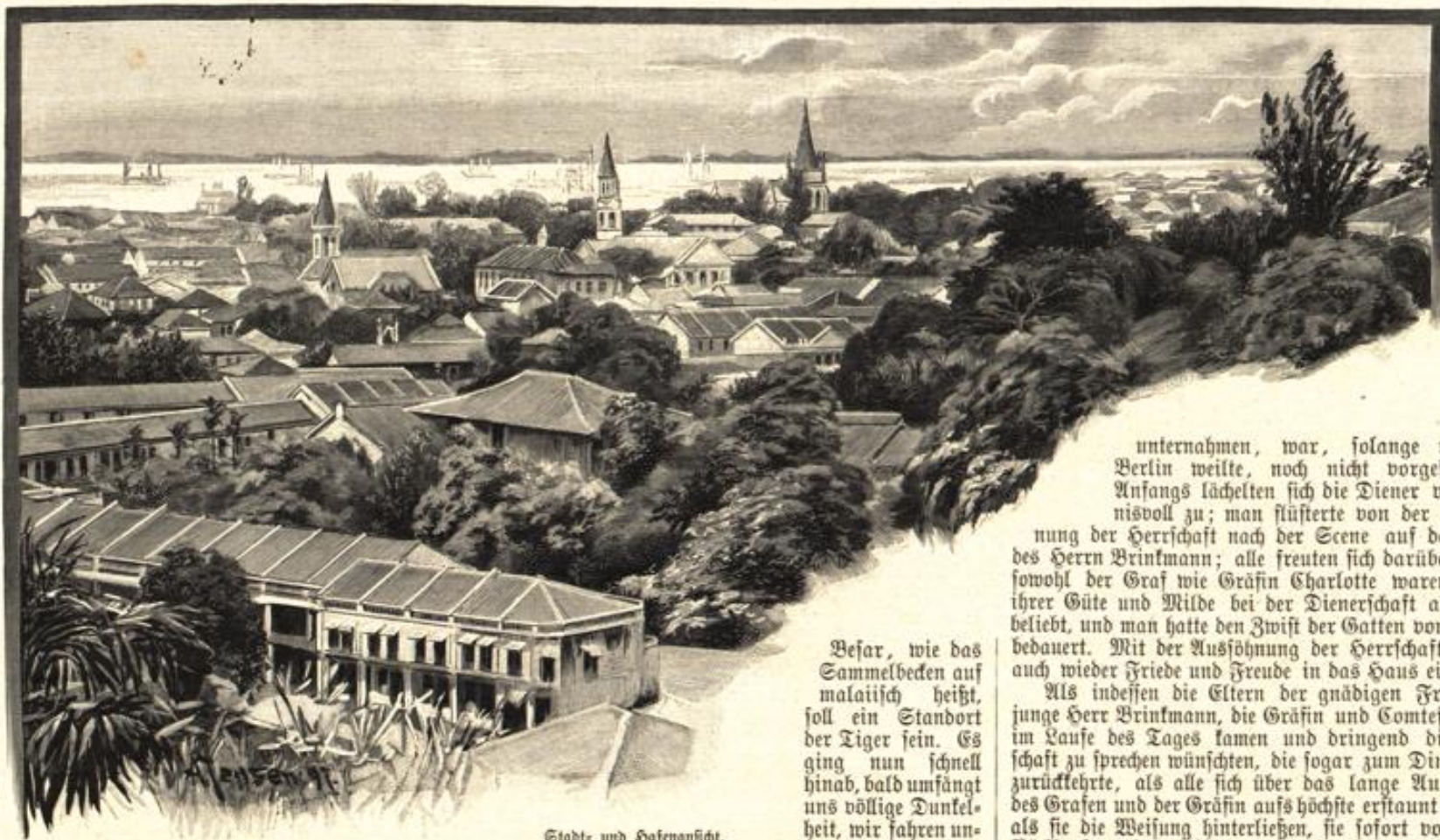
Der Hafen von Singapore, den Prinz Heinrich mit dem deutschen Geschwader auf der Fahrt nach China in jüngster Zeit angelaufen hat, wird durch einen Kranz kleiner Inseln gebildet; diejenige Insel, auf der die Stadt Singapore liegt, ist direkt der Südspitze der malaiischen Halbinsel vorge-

lagert, durch einen schmalen Meeresarm, „Salat Tambroh“ genannt, von dem Sultanate Johore getrennt. Ihren Hauptreiz und wohl auch ihren Ruf als verhältnismäßig gesunder Platz verdankt die Insel der hügeligen Bodenbeschaffenheit. Bei der engen Hafeneinfahrt von Westen her und hin bis zur Tanjongpagar-Werft, den bedeutenden Kaianlagen und Kohlendepots im Südwesten der Stadt, rückt die kompakte Hügelmasse bis ans Meer vor, ziemlich steil in dasselbe abfallend, und tritt weiterhin zurück, um der Stadt Raum zu gewähren. Aber in diese selbst hineingestreut erheben sich viele isolierte Hügel, die, mit üppiger Vegetation

bedeckt und mit Landhäusern oder mit öffentlichen Gebäuden geschmückt, eine angenehme Abwechslung in dem Reize der meist geraden Straßen darstellen. Gleich wenn wir von der Tanjongpagar-Werft aus die nach der Stadt zuführende Tanjongpagar-Straße erreichen, erheben sich rechts und links von uns steil abgebrochene Kreidhügel aus den grünen Rasenflächen, die, von lehmroten, glatten Wegen durchzogen, Herden von Zeburindern als Weide dienen. Hin und wieder sieht man Gruppen von spitzdachigen Malaienhütten oder von stillos gebauten ärmlichen Chinesenwohnungen am Fuße bebaueter Hügel, auf deren Höhen freundliche, lustige, galeriengeschmückte Villen, von Bananen- und Palmenpflanzungen umgeben, stehen; dort auch einen Sumpf, nur auf gebrechlichen Holzstegen passierbar, an dessen Rande Kasgeier hocken. Bald beginnen die Häuser, erst einzeln, dann in geschlossenen Reihen, mit Vorliebe hellblau oder rosa angestrichen. Die Bewohner sind Chinesen und Malaien. Die Chinesen, bei weitem in der Uebersahl, leben und haufen hier ganz so wie in ihrer Heimat und prägen Singapore den Stempel einer chinesischen Stadt auf; nur dürfen die Straßen hier nicht so eng gebaut werden wie im Reich der Mitte. Durch immer belebtere Vorstadtquartiere gelangen wir in die Hauptstraße Singapores. Das ist die Brückenstraße, die die ganze Stadt von Westen nach Nordosten durchzieht, und auf welcher das bunteste Leben herrscht. Zuerst fällt uns zur Linken ein Hindutempel auf, ein hoher, glänzend weißer Bau mit säulengetragener Vorhalle und vier schlanken Giebeln, daneben eine für Ungläubige nicht zugängliche Moschee; weiterhin erheben sich die großartigen Gebäude der Zentral-Polizeistation und des Polizeigerichts. Jenseits der eisernen Brücke über den Kanal, der die Wasser aus den Hügeln sammelt und dem Meere zuführt, ziehen sich zu beiden Seiten der Straße in die Häuser eingebaute Laubengänge hin, in denen Händler aller Art ihre Waren feilbieten. Das zwischen diesem Teil der Brückenstraße und dem Hafen gelegene Quartier ist der Hauptsitz des Handels, wo außer den chinesischen Kaufleuten auch die Hindus ihre Indiewarengeschäfte haben, und wo zu beiden Seiten der Mündung des Kanals die europäischen Geschäfte und Handelshäuser, die Banken und Reedereicomptoirs, die Post und das Stadthaus liegen. Die Brückenstraße



Gerichtsgebäude (Brückenstraße).



Stadt- und Hafenanblick.

weiter verfolgend kommen wir in den vornehmen und behäbigen Stadtteil der Hotels und Kirchen, mit einem am Strande gelegenen weiten Spielplatz, um den allabendlich vor Sonnenuntergang die elegante Welt eine Korfahrt abhält. Der nordwestliche Stadtteil streckt sich von hier lang hin bis zum Flusse, dessen Scenerie einen merkwürdigen Kontrast bietet: in das Wasser selbst hineingebaut malaiische Pfahlbauten, zu denen man nur in einem der kleinen, aus einem Stamme gearbeiteten Boote gelangen kann; daneben am Ufer Fabriken mit ihren Schornsteinen!

Im Rücken der inneren Stadt auf einem weit vorgeschobenen hohen Hügel liegend, beherrscht das Fort Canning Stadt und Hafen und bietet eine ebenso instruktive wie schöne Aussicht. Wir sehen über das Häusermeer hinweg zum Hafen mit seinen Schiffen und zu dem fernen Inselkranz, und im Rücken thront auf einem mit üppigster Vegetation bewachsenen Hügel der Regierungspalast.

Weiter zurück in den Hügeln liegt der öffentliche Park, das gewöhnliche Ziel der Singaporer Nachmittagsspazierfahrten. In ihm findet man einen Palast des Rajah von Johore, eine Sammlung von Tieren der Umgegend mit Prachtexemplaren von Orang-Utan und Tiger, Orchideenhäuser, deren Wände und Dächer nicht aus Glas, sondern aus Flechtwerk bestehen, so daß die Luft im Innern warm und duftig, aber nicht modrig ist: einen freundlichen See, Gruppen stachlichter Palmen, Waldesdunkel unter Baumriesen, deren Kronen mit großen, brennend roten Blüten übersät sind.*)

Einen größeren Ausflug unternahmen wir eines Nachmittags in drei Sänften. Unser Ziel war das hochgelegene Sammelbecken der Singaporer Wasserleitung. Der Weg führt die belebte „Gartenstraße“ hinaus, durch ausgedehnte Vorstädte in die Hügel, auf breiter, reinlicher Landstraße beträchtlich steigend, an Plantagen und Landhäusern, Palmenwäldern und Malaienansiedelungen vorüber zum Tanlin, wo im Hochwald laubere Landhäuser stehen. Nach einer nochmaligen Steigung, welche die Straße in großer Kurve durch Bambusdickichte hindurch gewinnt, stehen wir am Ausgang eines flachen Thales, das in seiner ganzen Breite von einer mächtigen Mauer abgeschlossen ist. Von der Höhe dieser Thalsperre aus überblicken wir den See, der den Thalboden ausfüllt, und in dessen klarem Wasser sich Urwald und Dschungeln spiegeln. Links stehen auf kleinen Anhöhen inmitten von Gärten, die eigentlich nur Stücke abgegrenzten Urwaldes sind, zwei reizende Villen, das übrige Ufer ist ungangbar, Bambus und Schilfdickicht schiebt sich aus dem Hochwald in Zungen gegen den See vor, stille Buchten bildend.

Noch eben hatte die Abendsonne ihre letzten Strahlen auf die leise zitternde Wasserfläche geworfen, da senkte sich auch schon drohendes Dunkel herab, und wir beschleunigten unsere Rückkehr, von unsern Sänften-trägern gedrängt: denn die Umgebung des Kolam Ayer

Besatz, wie das Sammelbecken auf malaiisch heißt, soll ein Standort der Tiger sein. Es ging nun schnell hinab, bald umfängt uns völlige Dunkelheit, wir fahren unter dem Laubdache riesenhafter Bäume.

Allmählich beginnen die Sterne immer glänzender durch die spärlichen Lüden der Baumkronen hindurchzubliden, ein lautes, durchdringendes, aber doch angenehm zu hörendes Gitadenzkonzert ertönt ringsumher, hie und da die Lichter von in Bäumen versteckten Häusern. Die Gegend wird freier, wir sehen das südliche Kreuz mit seinen Sternen erster Größe und die ganze Pracht des tropischen Sternenhimmels über uns, bis Licht, Leben und Lärm der großen Stadt unsere Aufmerksamkeit von der Naturbetrachtung ablenken.

Gräfin Lotte.

Roman aus der Gesellschaft

von

D. Ester.

5

15.

Erst am Abend, bei Einbruch vollständiger Dunkelheit, kehrten die beiden Glücklichen nach Berlin zurück. Die Dienerschaft war schon unruhig geworden, denn noch niemals hatte die Herrschaft ihre Spazierritte so lange ausgedehnt. Auch daß der Graf und die gnädige Frau gemeinsam einen Spazierritt

unternahmen, war, solange man in Berlin weilte, noch nicht vorgekommen. Anfangs lächelten sich die Diener verständnisvoll zu; man flüsterte von der Ausöhnung der Herrschaft nach der Scene auf dem Ball des Herrn Brinkmann; alle freuten sich darüber, denn sowohl der Graf wie Gräfin Charlotte waren wegen ihrer Güte und Milde bei der Dienerschaft allgemein beliebt, und man hatte den Zwist der Gatten von Herzen bedauert. Mit der Ausöhnung der Herrschaft würde auch wieder Friede und Freude in das Haus einziehen.

Als indessen die Eltern der gnädigen Frau, der junge Herr Brinkmann, die Gräfin und Comtesse Meta im Laufe des Tages kamen und dringend die Herrschaft zu sprechen wünschten, die sogar zum Diner nicht zurückkehrte, als alle sich über das lange Ausbleiben des Grafen und der Gräfin aufs höchste erstaunt zeigten, als sie die Weisung hinterließen, sie sofort von deren Rückkunft zu benachrichtigen, als Graf Bernward einen Brief sandte mit dem Befehl, ihn dem Grafen Botho sogleich zu übergeben, da ergriff eine bange Unruhe die Dienerschaft, welche eine neue Katastrophe ahnte. Man flüsterte von einem Duell, das bereits im Grunewald stattgefunden habe, man sprach schon von dem Tode des Grafen, und man atmete erleichtert auf, als gegen acht Uhr abends der Graf und die Gräfin in scheinbar heiterster Stimmung zurückkehrten.

Botho und Charlotte nickten sich lächelnd zu, als ihnen der Diener die Karten der Besucher überreichte und mitteilte, daß diese sofort von der Rückkehr der Herrschaft unterrichtet sein wollten.

„Das ist nicht nötig, es hat Zeit bis morgen,“ meinte Botho lachend. „Nicht wahr, Charlotte, wir wollen den heutigen Abend für uns allein verleben?“

„Gewiß,“ entgegnete Charlotte mit stoischer Stimme, indem sie daran dachte, daß es vielleicht der letzte Abend sein würde, den sie miteinander zubrachten.

„Was beginnen wir?“ fragte Botho lächelnd. „Ist das Souper bereit, Johann?“

„Zu Befehl, gnädiger Herr. Befehlen gnädige Frau Gräfin, daß im Speisezimmer serviert wird?“

„Im Speisezimmer?!“ rief Botho wie erschreckt aus. „In dem großen, kalten, ungemütlichen Saal... Charlotte, können wir uns nicht ein gemüthlicheres Plätzchen aussuchen?“

Charlotte erröthete leicht. Dann sagte sie: „Lassen



Botanischer Garten.

*) Spathodes campanulata aus dem tropischen Afrika.

Sie das Souper in meinem Zimmer servieren, Johann."

"Und vergiß nicht eine Flasche Heidsieck Monopol kalt zu stellen, Johann!" rief Botho erfreut.

Der wohlgeschulte Diener lächelte distret, verbeugte sich und verschwand. Draußen rief er sich vergnügt schmunzelnd die Hände und murmelte: "Gott sei Dank, das Eis ist gebrochen!" Dann eilte er fort, um die Befehle auszuführen.

Botho küßte seiner Gattin dankbar die Hand.

"Wie thöricht sind wir gewesen, Lotte," flüsterte er zärtlich. Er wollte sie an sich ziehen, doch sie entwand sich ihm lächelnd.

"Jetzt werde ich mich zuerst umkleiden, mein gestrenger Herr Gemahl," sagte sie scherzend. "In einer halben Stunde erwarte ich dich — heute Abend bist du mein Gast."

Sie warf ihm eine Kuchhand zu und entschlüpfte seinen Armen, die sich wieder nach ihr ausstreckten.

"In einer halben Stunde..." rief sie und eilte davon.

Botho legte die Hand über die Augen und blieb, tief aufatmend, in vollem Glücksgefühl eine Weile regungslos stehen. Dann schreckte er leicht empor. Der Diener war wieder eingetreten.

"Verzeihen, Herr Graf... Herr Graf Bernward und Herr Baron von Wetterstein sind im Vorzimmer; sie fragen, ob der Herr Graf zurückgekehrt seien..."

Bothos heiteres Gesicht nahm einen ernsten Ausdruck an.

"Ich lasse die Herren bitten..."

Der Diener öffnete die Thür, Graf Bernward und Lieutenant von Wetterstein traten ein.

Stumm begrüßten sich die Herren.

"Wir wollen nicht lange stören, Botho," sprach Bernward ernst. "Wir wollen uns nur erkundigen, ob du unsern Brief erhalten."

"Ja, ich habe ihn gelesen. Also morgen früh sechs Uhr holt ihr mich ab?"

"Um sechs Uhr. Um acht und ein halb Uhr Rendezvous bei Schloß Hubertus im Grunewald."

"Die Bedingungen?"

"Zwölf Schritt Distanz — Kugelwechsel, bis einer von euch kampfunfähig ist."

"Gut — sonst noch etwas?"

"Bist du ruhig und gefaßt, Botho? Graf Balten ist ein gefährlicher Gegner..."

"Ich bin vollkommen ruhig."

"Weiß deine Frau —?"

"Charlotte ist von allem unterrichtet."

"Und wie — wie denkt sie — ist sie ebenfalls ruhig..."

"Charlotte weiß, was wir unsrer Ehre schuldig sind."

Bernward trat näher an den Bruder heran und legte die Hand auf dessen Schulter.

"Botho," sprach er ernst, "ich weiß, daß ihr in Unfrieden lebt — ich weiß, daß ich durch meine thörichten Worte von damals den Grund zu diesem Unfrieden gelegt habe. Groll und Enttäuschung rißen mich zu jenen unüberlegten Aeußerungen hin — ich bitte dich um Verzeihung. Willst du dich nicht mit Charlotte ausöhnen, ehe es vielleicht zu spät ist?"

Ein Lächeln erhellte das ernste Antlitz Bothos. Er drückte des Bruders Hand warm und fest. "Ich danke dir, Bruder — es ist alles gut — Charlotte hat mir verziehen..."

"Ihr seid veröhnt!"

"Vollständig."

"Das ist recht. Ach, jetzt ist mir noch einmal so leicht ums Herz. Ich bin ein toller Bursche gewesen, Botho, aber keine Tollheit meines Lebens hat mir so schwer auf der Seele gelastet als meine thörichten Worte damals, die den Keim des Mißtrauens gegen Charlotte in dein Herz legten. Ich atme ordentlich frei auf. Und das Duell, na, es wird nicht gleich zum schlimmsten kommen! Wünschst du, daß wir den Abend mit dir verleben?"

"Nein, mein Lieber," entgegnete Botho lachend. "Dieser Abend gehört meiner Frau..."

"Ach, ich verstehe," meinte Bernward lächelnd. "Na, dann kommen Sie, Wetterstein. Hier haben wir jetzt nichts mehr zu thun."

"Noch eins, meine Herren. Lieber Wetterstein, geben Sie mir die Hand... Sie lieben meine Schwester?"

Ein flüchtiges Erröten huschte über das hübsche Antlitz des jungen Offiziers.

"Auf eine offene Frage gehört eine offene Antwort. Ja, Herr Graf, ich liebe Comtesse Meta..."

"Und Meta liebt Sie wieder?"

"Ich glaube der Liebe der Comtesse gewiß zu sein."

"Nun, dann verspreche ich Ihnen meine Hilfe, wenn... ja, wenn dies verteuerte. Wenn nicht wäre! Das ist mein einziger Kummer, daß ich nicht auf vier- undzwanzig Stunden vorher bestimmen kann! — Bernward, wenn ich falle, dann nimm du dich der Liebenden an. Versprichst du es mir?"

"Ich verspreche es dir."

"Und — — hilf meiner Frau..."

Bernward verbeugte sich in ernstem Schweigen.

"Und — nun lebt wohl bis morgen früh sechs Uhr... Ihr müßt mich schon entschuldigen, meine Frau erwartet mich... bis morgen früh... noch neun Stunden... lebt wohl!"

Die Herren drückten sich schweigend die Hände, dann entfernten sich Bernward und Wetterstein.

Botho atmte tief auf. Sein Herz klopfte in stürmischen Schlägen, er preßte die Hände auf die Brust, das ungestüme Pochen zu dämpfen. Dann eilte er an seinen Schreibtisch, zog ein Schubfach heraus und entnahm demselben mehrere Papiere.

"Die Briefe Aronheims — was beginne ich damit? — Fast 400 000 Mark! — und der Verlust am gestrigen Abend! — Ich war wahnsinnig! Ich vermag Charlotten nicht zu sagen — heute, am letzten Abend... nein, dieser Abend soll noch unserm Glück angehören! Morgen ist noch Zeit — oder es ist alles aus!"

Er warf die Briefe und Papiere wieder in das Schubfach zurück und verschloß den Schreibtisch.

"Morgen — morgen," murmelte er. "Das Heute gehört noch uns — unserm Glück!"

Der Diener trat ein.

"Die gnädige Frau läßt zu Tisch bitten..."

Ein heißes Gefühl des Glücks durchströmte Bothos Adern. Er raffte sich auf, winkte dem Diener zu und eilte davon. Der Diener blickte ihm lachend nach.

"Ist das eine Freude!" sagte er. "Aber um sechs Uhr wollen Graf Bernward und Lieutenant Wetterstein meinen Grafen abholen? — Zur Jagd, sagen sie — ei! Diese Jagd gefällt mir ganz und gar nicht..."

Wie lang, wie entsetzlich lang erscheint eine Nacht dem Unglücklichen, der schlaflos dem neuen Tage, der neuen Sorge, der neuen Qual entgegenwacht! Wie träge schleichen die Minuten, die Stunden dahin; Wie bang und klagend schallen die Glockenschläge durch die stille Nacht, und wie langsam, wie entsetzlich langsam dämmert der Morgen auf! Aber wie auf Windesflügeln fliegt die Nacht dem Glücklichen vorüber! Gleich glänzenden, am dunkeln Firmament niederschließenden Sternen enteilen die flüchtigen Minuten, die raschen Stunden unsers Glückes, in der Seele nur als leuchtenden Streifen eine glückliche Erinnerung zurücklassend, gleich dem Meteor am Nachthimmel! Ach, wer doch eine beglückte Stunde, eine seltsame Minute festzuhalten vermöchte. Wer doch dahinwelken könnte, wie die Blume unter dem sengenden, seligen Kuß der Sonne! Wer doch im Rausch, im vollen Rausch des Glücks vergehen dürfte! —

Sechs Uhr! Graue Dämmerung ruht noch auf den leeren Straßen Berlins. Ein Wagen hält vor dem Portal des Hauses, und schlaftrunken öffnet der Portier die Thür den beiden Einlaß begehrenden Herren.

"Ist der Herr Graf schon wach?"

"Der gnädige Herr erwartet die Herren..."

Der Diener führt die Herren in den Salon und verschwindet in dem Zimmer des Grafen. Nur zwei oder drei Gasflammen erhellen den weiten Raum, dessen Winkel und Ecken in düstere Schatten getaucht sind. In ernstem Schweigen erwarten die beiden Herren den Grafen.

Der Diener kommt zurück.

"Der Herr Graf wird sofort erscheinen. Ich soll den Herrn Grafen begleiten..."

Er eilt wieder fort. Und Totenstille herrscht auf neue. Nur die kostbare Pendüle auf dem Kaminsims tickt leise, und die Flammen im Kamin knistern.

Im Nebenzimmer wird ein Ton laut, der wie das Aufschlagen einer Frau klingt. Eine tiefe, zitternde Männerstimme spricht einige beruhigende Worte. Dann wieder lautlose Stille.

"Ich wollte, wir wären erst draußen in frischer Luft," flüstert Graf Bernward.

Da öffnet sich die Seitenthür. Die beiden Herren springen auf. Am Arm Bothos tritt Charlotte ein, die Augen groß und starr geöffnet, die Wangen bleich, wie die einer Sterbenden. Die beiden Herren verbeugen sich ehrerbietig. Sie reicht ihnen die Hand; ein schmerzliches Lächeln fliegt über ihr blaßes Antlitz.

"Sie hier, Charlotte?" fragt Bernward mit leichtem Bortwurf.

"Ich wünschte, ich könnte Sie begleiten, Bernward, — ich könnte in der Stunde der Gefahr an Bothos Seite stehen..."

Die Stimme verjagte ihr; sie legte die Hand vor die überquellenden Augen. Botho trat zu ihr und schlang sanft den Arm um ihre Schultern.

"Charlotte, ich bitte dich — geh zurück — erwarte mich auf deinem Zimmer..."

Leidenschaftlich, hastig umschlangen ihre Arme seinen Nacken. "Ich werde dich erwarten... aber wenn du nicht kommst... wenn du... dann, dann folge ich dir..."

"Fasse dich, mein Liebling..."

Er löste ihre Arme von seinem Nacken und preßte ihre Hände fest an die Lippen.

Sie richtete sich empor. "Leb wohl —" flüsterte sie mit zuckendem Munde. "Lebe wohl..."

Sie eilte davon. Botho starrte ihr eine Weile nach, dann wandte er sich den beiden Herren zu.

"Ich bin bereit, kommt!"

Schweigend entfernten sie sich, schweigend nahmen sie in dem Wagen Platz, die Pferde zogen an und hinaus ging es in den kalten, dämmernen Wintermorgen.

16.

Charlotte befand sich in einer fieberhaften Erregung. Sie vermochte nicht auf einem Platz zu bleiben, sie durchwanderte ruhelos die Zimmer, sie trat auf den Balkon, sie ging hinunter in den verschneiten Garten, sie sprach mit der Frau des Portiers, die den Hof reinigte und erstaunt zu der Gräfin emporfah, als diese den Hof betrat. Sie wußte selbst nicht, was sie gesprochen; es fröstelte sie in der eisigen Luft, und sie eilte wieder in ihr Zimmer. Doch hier drohte die Erinnerung an den gestrigen glücklichen Abend sie zu überwältigen; die Sehnsucht nach dem geliebten Mann wuchs riesengroß, sie streckte die Arme nach ihm aus, sie kniete vor dem Stuhl nieder, auf dem er gestern Abend gesessen, sie barg ihr Antlitz in die Hände und weinte bitterlich, um plötzlich emporzuschrecken, als die Turmuhr der nahen Kirche die neunte Stunde verkündete.

Jetzt standen sich die Gegner gegenüber, ihre Augen ruhten blühend ineinander, jetzt ertönte das Kommando des Unparteiischen, jetzt erhoben sie die Arme — ein Witz — ein Knall — ein Aufschrei — die unglückliche Frau hatte selbst laut aufgeschrien und war ohnmächtig zu Boden gesunken.

Das Kammermädchen eilte erschreckt herbei, hob die Gräfin empor und wusch ihr die Stirn mit kölnischem Wasser. Charlotte erwachte zum Bewußtsein. Wirt schaute sie sich um, dann besann sie sich auf alles, was vorgegangen war, richtete sich rasch empor und befahl, man solle den Wagen anspannen.

Sie vermochte die Einsamkeit ihres Zimmers nicht mehr zu ertragen, sie wollte nach dem Kampfsplatz eilen, um sich selbst Gewißheit zu verschaffen; sie wollte nicht warten, bis das Schreckliche über sie hereinbrach.

Das Kammermädchen wagte eine bescheidene Widerrede. "Es weht ein eisiger Wind draußen, gnädige Frau — wir werden Schnee bekommen..."

"Einerlei! Bestelle den Wagen!"

Das Mädchen wollte sich entfernen, als an die Thür geklopft wurde. Ein Diener sprach flüsternd mit dem Mädchen.

"Wer ist da? Ist Nachricht gekommen?" rief Charlotte.

"Verzeihen Frau Gräfin?" entgegnete das Mädchen. "Ein Herr fragt, ob Frau Gräfin schon zu sprechen seien... es ist der Herr Pfarrer aus Osterhagen..."

Ein Ausruf der Freude entschlüpfte Charlottens Lippen. Sie eilte an dem Kammermädchen und dem Diener vorbei und flog auf den alten Pfarrer zu, der im Vorzimmer wartete und ihr jetzt einige Schritte entgegenkam.

"Frau Gräfin... wie sehen Sie aus?! Was ist geschehen?"

Charlotte ergriff die Hände des Geistlichen und zog ihn in ihr Zimmer.

"Ach, mein lieber, alter Freund, Sie kommen zur rechten Stunde! Wie danke ich Ihnen dafür... nun habe ich doch einen Menschen auf der Welt, dem ich mein Herz ausschütten darf!"

"Ich bin zur Synode hier in Berlin," sagte der Prediger. "Heute mittag ist die erste Sitzung, aber vorher wollte ich nicht versäumen, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, Frau Gräfin..."

"Ich danke Ihnen von Herzen! Ach, wenn Sie wüßten — wenn Sie wüßten..."

"Was ist geschehen, Frau Gräfin? Ihr Wesen erschreckt mich... wo ist Ihr Gemahl?"

Charlotte verbarg ihr Gesicht aufschluchzend in die Hände.

"Wenn ich es sagen könnte, wenn ich es selbst wüßte —" flüsterte sie. "Tot — verwundet — sterbend — o mein Gott — mein Gott..."

Sie sank vor dem Pfarrer auf die Kniee und verbarg ihr Gesicht in den Händen.

"Erzählen Sie mir, Frau Gräfin... kann ich helfen? Kann ich trösten?"

Sie blickte unter Thränen lächelnd zu ihm auf.

"Gefen nicht. Trösten? — Ich weiß es nicht. Doch hören Sie..." und in fliegender Hast erzählte sie die Vorgänge der letzten Tage.

In tiefem Ernst hörte der Pfarrer ihren Bericht. Als sie geendet und angstvoll fragend zu ihm aufschaute, legte er die Hand auf ihr Haupt und sprach mit bewegter Stimme: "Gräfin, Gräfin, was haben Sie gethan? — Sie haben eine schwere Schuld auf sich geladen um Ihres Stolzes und Trokes willen — lassen Sie uns beten, daß Gott nicht Sühne heischt für Ihre Schuld."

Charlotte sank wie vernichtet zusammen.

"Ich bin schuldig," flüsterte sie, "ich weiß es! Aber"

wie anders konnte ich den Ausweg aus diesem Wirrwarr finden? Wie anders konnte ich den eisernen Reif sprengen, der meines Gatten Herz umspannte?"

"Sie fielen in denselben Fester wie Ihr Gatte. Sie stellten Ihren Stolz, Ihren Trost über Ihre Liebe, Ihre Hingebung — möge der allgütige Gott Barmherzigkeit an Ihnen und Ihrem Gatten üben!"

Der greise Geistliche legte die zum Gebet verschlungenen Hände auf das tiefgebeugte Haupt Charlottens, die regungslos vor ihm auf den Knien lag.

"Ich kann Ihnen nicht helfen," fuhr der Pfarrer nach einer Weile fort, "nur der Allmächtige vermag es. Ich kann Sie nur trösten und aufzurichten versuchen, wenn das Furchtbare Sie trifft. Ich kann Ihnen nur zurufen: Du hast gesündigt, du hast eine schwere Schuld auf dich geladen; nun trage die Folgen deiner That, nun sei stark, wenn der Allmächtige eine Sühne von dir fordert. Beuge dich in Demut seinem unerforschlichen Beschluß und richte dich auf, sei standhaft, das zu tragen, was er verhängt hat. Wenn das Entsetzliche eintritt, wenn dein Gatte einen blutigen Tod erleidet — dann klage und weine nicht, sondern lebe und sei stark in dem Gedanken an seine, an deine Liebe und suche zu sühnen, was du, was er selbst gefehlt. Unser Leben ist voller Schwächen und Irrtümer — auch ihr seid in die Irre gegangen, ihr habt euch in letzter Stunde wiedergefunden — der Allmächtige sei euch gnädig!"

Tiefes, weiheliches Schweigen herrschte eine Weile in dem Gemach. Man vernahm nur das leise, unterdrückte Schluchzen der unglücklichen Frau. Der Pfarrer versuchte die Zusammengeknüpfte aufzuheben, doch plötzlich richtete sich Charlotte selbst kraftvoll empor. "Sie haben recht, mein lieber, väterlicher Freund," sprach sie mit bebender Stimme. "Ich muß — ich will stark sein — ich will tragen, was mir beschieden — und wenn mein Gatte stirbt — dann will ich vor den Menschen, vor der Welt die Ehre seines, die Ehre unsers Namens vertreten, als sein wahres Weib — als seine wahre Erbin."

"Ich verstehe Sie nicht, Gräfin..."

"Sie werden mich verstehen lernen. Da — lesen Sie diesen Brief!"

Sie reichte ihm ein Schreiben. "Mein Vater ist es, der mir schreibt," fuhr sie fort. "Er hat mich gestern nicht getroffen, er ist zweimal hier gewesen, heute morgen mit der ersten Post erhielt ich den Brief. Lesen Sie, aber bitte, lesen Sie laut. Ich selbst möchte mir den Inhalt in das Gedächtnis zurufen — ich entsinne mich nicht mehr deutlich — lesen Sie..."

Zögernd las der Geistliche.

"Liebe Tochter. Ich war heute einige Male bei Dir, ohne Dich zu treffen. Ich habe eine ernste Angelegenheit mit Dir zu besprechen, ich werde morgen mittag zu Dir kommen und hoffe, daß Du dann für Deinen Vater zu Hause bist. Vorläufig nur dieses: Dein Betragen auf unserm Ballfest war unerhört; ich weiß keine Erklärung dafür als die, daß Du Dich grenzenlos unglücklich in Deiner Ehe fühlst. Ich kann es Dir nicht verdenken, denn Dein Mann ist ein Ehrloser; er vergeudet Dein und mein Geld auf unsinnige Weise, er ist ein Spieler, ein Wüstling, er vernachlässigt Dich, er hat Dich unglücklich gemacht. Ich habe ihn gestern abend beim Spiel beobachtet, ich habe ihn durch Deinen Bruder auf die Probe stellen lassen — er hat in dieser einzigen Nacht fast siebzigtausend Mark verloren. Dazu habe ich in Erfahrung gebracht, daß er bei Aronheim eine ganz bedeutende Summe schuldet! — Nun gut, ich erkläre Dir hiermit und werde es Deinem Gatten erklären, daß ich für keinen Pfennig dieser Schulden aufkomme. Von Dir aber fordere ich, daß Du sofort das Haus Deines Gatten verläßt, daß Du zu uns zurückkehrst und die Scheidungsklage einleitest..."

Der Geistliche ließ den Brief sinken. "Ich vermag nicht weiter zu lesen, Gräfin," sagte er tonlos.

"Sie wissen genug," entgegnete Charlotte mit bitterem Lächeln. "Und Sie werden mich jetzt verstehen, wenn ich sage, daß ich das Erbe meines Gatten antreten würde."

"Und ist alles wahr, was in dem Briefe steht?"

"Es ist wahr, bis auf das eine, daß mein Gatte mich unglücklich gemacht hat — er hat mich namenlos glücklich gemacht..."

"Es ist wahr — er ist ein Spieler... er ist ein..."

"Er war es, mein lieber Freund," sprach Charlotte fest. "Er war das alles, was in dem Briefe steht... aber meine Liebe hat ihn geheilt, und meine Liebe soll seine Ehre wieder herstellen, seinen Ruf, seinen Namen, wenn er auch dem Geschloß seines Gegners erliegt."

Es war eine stolze Freude über sie gekommen. Jede Schwachheit, jedes Bangen war von ihr gewichen. Das Kammermädchen trat schüchtern ein.

"Was giebt es?"

"Verzeihen gnädige Frau — ich habe dem Herrn gesagt, daß Frau Gräfin nicht zu sprechen seien — er will sich nicht abweisen lassen..."

"Ein Herr will mich sprechen... wer ist es?"

Das Mädchen reichte der Gräfin eine Karte.

"Banquier Aronheim? — Ah, er kommt zur rechten Stunde! — Laß den Herrn eintreten — Herr Pfarrer, nun werden Sie meine Antwort auf den Brief meines Vaters erfahren!... Nein, nein, gehen Sie nicht — bleiben Sie bei mir... vielleicht — habe — ich Sie doch noch nötig, wenn die Kraft mich verlassen will..."

Das Kammermädchen führte Herrn Aronheim herein, einen großen, etwas plumpen Mann in mittleren Jahren, mit einem schlauen und doch devoten Lächeln in den dunkeln Augen.

"Gnädigste Frau Gräfin werden verzeihen," hub er an, "wenn ich störe. Ich wollte mir schon früher die Ehre geben — aber Bedenken der Delikatesse, der Höflichkeit hielten mich zurück..."

"Verschanden wir keine Worte, mein Herr. Es handelt sich um die Schuld meines Gatten — nicht wahr?"

"Gnädigste Gräfin wissen..."

"Ich weiß — nur über die Höhe dieser Schuld bin ich im unklaren."

"Darf ich vor jenem Herrn sprechen?"

"Reden Sie — ich habe keine Geheimnisse vor dem Herrn Pastor. Also wie hoch beläuft sich die Schuld meines Gatten?"

"Gnädigste Frau Gräfin können versichert sein, daß ich niemals zu Ihnen gekommen wäre, wenn der Herr Graf mir selbst hätte Sicherheit bieten können. Aber auf mein Drängen erfuhr ich durch den Herrn Grafen selbst, daß er mir keine andre Sicherheit geben kann als sein Wort — an dem ich durchaus nicht zweifle — da er nicht berechtigt sei, mir eine Hypothek auf Schloß Osterhagen auszustellen, wie ich gehofft hatte. Schloß Osterhagen ist bereits überschuldet — das heißt, gnädigste Frau Gräfin sind die Besitzerin der Hypotheken..."

"Sie irren, nicht ich, sondern mein Vater ist Inhaber der Hypotheken. Ich bin nur Ruhsieherin derselben."

"O, das ist doch dasselbe," entgegnete Herr Aronheim mit höflichem Lächeln. "Jedenfalls würden mir gnädigste Frau Gräfin zur Sicherung eine dieser Hypotheken cedieren können... im Einverständnis mit dem Herrn Vater..."

"Mein Vater wird sich nicht darauf einlassen."

Herr Aronheim erschraf. Herr Brinkmann wird wissen, was auf dem Spiele steht, wenn er den Herrn Grafen im Stich läßt. Der Herr Graf hat mir sein Ehrenwort verpfändet..."

"Es wird eingelöst werden, mein Herr, verlassen Sie sich darauf. Ich bürgе Ihnen dafür..."

"Frau Gräfin sind sehr gütig... ich könnte mich mit dieser Bürgschaft vollkommen zufrieden geben, wenn ich etwas Schriftliches von Frau Gräfin in Händen hätte..."

"Haben Sie den Schuldschein meines Gatten mitgebracht?"

"Jawohl, Frau Gräfin..."

"Zeigen Sie! — Fürchten Sie sich, daß ich Ihnen den Schein raube?" setzte sie mit verächtlichem Lächeln hinzu, als Herr Aronheim zögerte.

"O nicht doch... hier ist der Schein... er lautet auf die gesamte Schuld... 350 000 Mark..."

Der Pfarrer schraf zusammen, als er die große Summe vernahm. In Charlottens stolzem Antlitz veränderte sich kein Zug.

"Ich bin unbekannt mit den geschäftlichen Angelegenheiten," sprach sie. "In welcher Weise muß ich die Bürgschaft niederschreiben?"

"Wenn Frau Gräfin nur hier unter den Namen des Herrn Grafen schreiben wollen: 'Für pünktliche Rückzahlung obiger Summe leiste ich mit meinem jetzigen und künftigen Vermögen volle Bürgschaft.' — Und dann den werten Namen der Frau Gräfin... Vor- und Zuname, wenn ich bitten darf, sowie Vatersname..."

Charlotte schritt zu ihrem Schreibtisch. Der Pfarrer wollte etwas einwenden, sie winkte ihm Schweigen zu. Dann schrieb sie mit fester Hand die Bürgschaft und reichte den Schein Herrn Aronheim zurück.

Dieser verbogte sich ehrerbietig.

"Ist jetzt alles in Ordnung?"

"Alles in Ordnung. Meinen verbindlichsten Dank, Frau Gräfin..."

"Bitte... nichts mehr. — Adieu, mein Herr..."

Sie wandte sich ab; da fiel ihr Blick durch das Fenster auf die Straße. Ein geschlossener Wagen kam langsam die Straße herunter. Neben dem Kutscher saß Johann, der Diener des Grafen.

Charlotte stürzte an das Fenster, das sie mit hastiger Bewegung aufriß.

"Er ist es — Botho —" rief sie. Umsonst versuchte der Pfarrer, sie zurückzuhalten; sie eilte zur Thür und die Treppe hinunter — eben öffnete der Portier die Hausthür... Lieutenant von Wetterstein trat ein.

"Wo ist mein Gatte — wo ist Botho?!" rief sie ihm in wahnwitziger Angst entgegen.

"Gnädige Frau — fassen Sie sich —"

"Er ist tot — tot?!"

Sie wollte auf die Straße stürzen, Lieutenant von Wetterstein hielt sie zurück... "Frau Gräfin... ich bitte Sie... fassen Sie sich... Ihr Gatte lebt..."

"Er lebt... er lebt...!"

Sie griff mit den Händen in die Luft — es ward dunkel vor ihren Augen — die Sinne schwanden ihr — sie sank bewusstlos in den Armen Wettersteins zusammen.

Der Wagen fuhr in das Portal, die Dienerschaft eilte herbei; ein Unfall sei dem Grafen begegnet, hieß es, doch jeder wußte, um was es sich gehandelt, als man den blutüberströmten Körper langsam und vorsichtig die Treppe hinaustrug.

Niemand hatte mehr auf Herrn Aronheim geachtet, der hastig den wertvollen Schein in seiner Brusttasche barg und unbemerkt das Haus verließ. Auf der Straße atmete er auf und drückte die Hand fest auf die Tasche, in der das Papier steckte. Er war noch zu rechter Zeit gekommen! —

17.

"Das Duell findet heute morgen statt!"

Mit diesem Ausruf trat August Theodor junior hastig in das Zimmer, wo seine Eltern gemütlich beim ersten Frühstück saßen. Frau Marie fuhr mit einem leisen Schreckensschrei empor, Herr Brinkmann ließ sich jedoch in seiner Beschäftigung, ein junges Huhn zu zerlegen, nicht stören und meinte, auf beiden Backen lachend, gleichmütig: "Das ist ja immer das Ende vom Liede bei den vornehmen Herren, wenn sie mit ihrer Weisheit zu Ende sind. Aber meistens kommt bei der Knallerie nicht viel heraus. Eine kleine Lektion, ein kleiner Aderlaß schadet übrigens unserm teuren Schwiegersohn nicht."

"Du sprichst, wie du es verstehst, Papa," entgegnete August Theodor ärgerlich. "Mein Freund, Graf Valtin, ist ein sehr gefährlicher Gegner, er schießt auf fünf und zwanzig Schritt das Ah aus der Karte — und er befindet sich in einer Stimmung, welche auch das Schlimmste fürchten läßt."

"Na, und wenn das Schlimmste, wie du es nennst, eintreten sollte, so wäre es das Schlimmste in der That noch nicht."

"Mein armes Kind — meine arme Votte!" jammerte Frau Marie.

Ärgerlich erregt legte Herr Brinkmann Messer und Gabel nieder. "Ich habe dir gestern schon auseinandergelegt, Marie," sagte er in strengem Ton, "daß es so nicht weiter gehen kann. Wir haben uns in dem Herrn Grafen vollständig geirrt — er ist unserer Teilnahme nicht wert, er verschleudert mein Geld — er macht unsre Tochter unglücklich — er ist ein lieberlicher Mensch — Votte muß sich von ihm scheiden lassen."

"Ach Gott, der Skandal!"

"Skandal? Heute ist eine Ehescheidung kein Skandal mehr, es ist eine gesetzliche Einrichtung, um sich den Folgen eines unüberlegten Schrittes zu entziehen, um die Gemeinschaft mit einem Menschen aufzuheben, der unser Vertrauen getäuscht hat. Die Ehescheidung ist eine durchaus gesetzliche, moderne und vernünftige Einrichtung."

"Aber eine geschiedene Frau findet so leicht keinen Mann wieder..."

"Dummes Zeug! Eine geschiedene Frau ist eine beliebte, pikante Erscheinung — zumal eine geschiedene Gräfin!"

"Bleibt denn Votte Gräfin?"

"Selbstverständlich behält sie den Namen einer Gräfin von Osterhagen. Sie ist doch nicht der schuldbige Teil? — Na, und Schloß Osterhagen soll ihr ebenfalls zufallen; dafür werde ich schon sorgen. Wir werden dann im Sommer auf dem Schloß wohnen — unser Herr Schwiegersohn hat es ja nicht der Mühe wert erachtet, uns einzuladen."

Herr Brinkmann fühlte sich schon als Schloßherr von Osterhagen und ging mit gespreizter Würde im Zimmer auf und ab.

August Theodor junior stand am Fenster und trommelte eine Operettenmelodie auf den Scheiben. Plötzlich wandte er sich um. "Ich fürchte nur, daß Votte mit einer Scheidung nicht einverstanden sein wird."

"Nicht einverstanden?" rief Herr Brinkmann. "Nach allem, was vorgefallen ist? — Ich hab' es ihr gestern geschrieben — jetzt werde ich zu ihr gehen, um mit ihr zu sprechen."

"Ja, gehe zu ihr, lieber August," bat Frau Marie. "Ich möchte dich wohl begleiten, aber ich habe so entsetzliche Kopfschmerzen — ich fürchte mich auch vor dem Grafen..."

"Bleib nur hier," unterbrach Brinkmann die Gattin. "Bei solchen Auseinandersetzungen bist du nicht zu gebrauchen. Ich bringe Votte wahrscheinlich gleich mit. Das Kind muß sich ja in dem Hause eines solchen Mannes wie in der Hölle fühlen. Und je eher



G. H. W. & G. H. W.

Der Zopf in China.

Originalzeichnung von Arthur Danjura.



Siegesfest in Ninive. Nach dem Gemälde von Henry Matte.

sie getrennt werden, desto besser ist es für sie und für uns."

"Ich werde sehen, ob mein Freund, Graf Valtin, schon wieder zurückgekehrt ist," meinte Brinkmann junior und verschwand eilig. Auch Herr Brinkmann senior zog sich in sein Zimmer zurück, um sich anzukleiden. Frau Marie seufzte tief auf. Eine Weile blickte sie, in trübes, gedankenloses Grübeln versunken, vor sich hin, dann aber zog sie das herrlich duftende Nähmchen näher heran, seufzte nochmals auf und vertiefte sich in den Genuß des saftigen Bratens.

In dem Hause des Grafen Botho herrschte Totenstille. Der Hof des Hauses war mit Stroh belegt, um jedes Geräusch zu dämpfen; in dem Hausflur lagen dicke Teppiche, der Portier ermahnte jedermann, leise aufzutreten, da der Graf schwer erkrankt sei und auch die leiseste Ruhestörung vermieden werden müsse.

Zwei Ärzte und ein erfahrener Krankenwärter waren um den Schwerverwundeten beschäftigt, der bewußtlos auf seinem Lager ruhte. In dem anstoßenden Zimmer saß Charlotte; der greise Pfarrer und Bernward waren bei ihr, während Lieutenant von Wetterstein zu der alten Gräfin gefahren war, um ihr das Vorgefallene mitzuteilen.

"Erzählen Sie mir, Bernward, wie der Verlauf des Duells gewesen," bat Charlotte.

"Wird es Sie nicht zu sehr erregen, Charlotte? Sie sind kaum aus Ihrer Ohnmacht erwacht..."

"Ich bin stark — ich bin auf alles gefaßt. Erzählen Sie nur."

"Es ist nicht viel zu erzählen," entgegnete Bernward ernst. "Wir machten noch einen Versöhnungsversuch; er scheiterte an dem festen Entschluß des Grafen Valtin. Dann schritten wir den Kampfplatz ab — die Gegner traten sich gegenüber — Rittmeister von Hedenborff, der als Unparteiischer fungierte, zählte; fast gleichzeitig krachten die Schüsse — als sich der Rauch verzog, sahen wir Botho noch aufrecht stehen — wir glaubten, Valtin habe gefehlt — da drehte sich Botho um sich selbst, taumelte, griff mit der Hand nach der Brust und fiel nach vornüber zu Boden, wo er regungslos liegen blieb. Valtin stand mit blassem, finsternem Gesichte da, in der Hand die noch rauchende Pistole; er blutete aus einer leichten Stirnwunde. Bothos Schuß hatte ihm die Mähe vom Kopf gerissen. Wir sprangen herbei, um Botho aufzuheben — er röchelte schwer, Blut strömte ihm aus Mund und Nase und aus einer Brustwunde. Er war bewußtlos — der Arzt untersuchte ihn — die Kugel war dicht am Herzen vorbeigegangen und hatte die Lunge zerrissen — zwei Centimeter weiter nach links, und sie hätte das Herz getroffen, der Tod wäre auf der Stelle eingetreten."

Schaudernd verhüllte Charlotte einen Augenblick das Gesicht in den Händen. Dann richtete sie sich wieder empor; ihr bleiches Antlitz drückte die größte Entschlossenheit aus.

"Kam Botho nicht mehr zum Bewußtsein?"

"Während der sehr schmerzhaften Untersuchung kehrte das Bewußtsein einen Augenblick zurück... er sah uns mit starren, schmerzgefüllten Blicken an — er wollte sprechen — ich neigte mich über ihn, er flüsterte Ihren Namen, Charlotte, dann schwand die Besinnung wieder... wir trugen ihn zum Wagen und fuhren langsam hierher — das ist alles!"

Der Pfarrer wollte Charlotte einige tröstende Worte sagen, doch diese drückte ihm schmerzlich lächelnd die Hand. — "Ich danke Ihnen, lieber Freund," sprach sie mit bebender Stimme, "für Ihre herzlichen Worte — aber wirklichen Trost vermögen Sie mir doch nicht zu geben, und Mut und Kraft, das Furchtbare zu tragen, hat mir die Liebe zu Botho und mein eigenes Herz verliehen. Beten Sie für mich, mein väterlicher Freund, daß Gott Gnade und Barmherzigkeit üben möge..."

Die Ärzte traten aus dem Krankenzimmer, ein älterer Professor und ein Stabsarzt des Gardebrigaden-Regiments.

"Wie steht es, Herr Professor?!"

"Beruhigen Sie sich, Frau Gräfin," entgegnete dieser, indem er sich den langen, grauen Bart mit seiner schmalen, weißen und doch kräftigen Hand strich. "Wir haben das Geschloß aus der Wunde entfernt — die Verwundung ist sehr schwer..."

"Sie ist tödlich?!"

"Frau Gräfin, ich habe die Zuversicht zu Ihrer Kraft, daß Sie volle Offenheit ertragen können. Die Wunde ist unter Umständen tödlich — der geringste Zwischenfall kann hier entscheiden, unbedingt tödlich ist die Wunde nicht... aber irgend eine Gewißheit vermag ich nicht zu geben. Sie müssen auf alles gefaßt sein..."

Charlotte senkte das Haupt. "Ich bin auf alles gefaßt..." flüsterte sie.

"Hier mein Kollege, Stabsarzt Mehring, bittet um die Erlaubnis, einige Tage in der Nähe des Verwundeten bleiben zu dürfen — Sie haben wohl ein Zimmer zu seiner Verfügung — es müßte hier in der Nähe sein..."

Charlotte reichte dem jungen Stabsarzt die Hand.

"Ich danke Ihnen, Herr Stabsarzt... neben dem Schlafzimmer meines Gatten befindet sich ein Kabinett, der Diener des Grafen schloß darin, ich werde es für Sie herrichten lassen..."

"Das Kabinett genügt mir vollkommen, Frau Gräfin."

"Und nun, gnädige Frau," nahm der Professor wieder das Wort, "noch eine Bitte, noch einen Rat für Sie. Sie sagten mir, daß Sie die Pflege des Verwundeten übernehmen wollten — ich bitte Sie, in den ersten Tagen dem Krankenbett fern zu bleiben. Der Krankenwärter und die Diaconissin, welche ich Ihnen senden werde, kennen ihre Pflicht und sind zuverlässig. — Sie könnten nichts nützen, Sie könnten sich selbst und dem Verwundeten nur schaden."

"Nicht einmal pflegen soll ich meinen Gatten?"

"Ich verspreche Ihnen, Sie sofort zu benachrichtigen, wenn Sie am Lager des Verwundeten nötig sein sollten, oder wenn ich Ihnen seine Pflege übergeben darf. Wollen Sie meine Bitte erfüllen, Frau Gräfin?"

"Ich werde auch das noch zu ertragen wissen..."

Die Ärzte entfernten sich. Auch Bernward ging, und Charlotte blieb mit dem Pfarrer allein zurück. Sie horchte auf die röchelnden Atemzüge des Verwundeten, sie mußte sich mit Gewalt zurückhalten, um nicht an sein Lager zu eilen.

Johann, der Diener Bothos, trat leise ein.

"Frau Gräfin..."

"Was giebt's?"

"Der Frau Gräfin Herr Vater sind soeben gekommen und möchten Frau Gräfin sprechen. Ich habe Herrn Brinkmann in den Salon geführt."

In Charlottens Auge blitzte es auf. Sie wollte fortlaufen; der Pfarrer hielt sie zurück.

"Lassen Sie mich zu Ihrem Vater gehen — lassen Sie mich mit ihm sprechen," bat er.

"Nein, mein Freund," entgegnete sie lächelnd. "Diese Bitte kann ich Ihnen nicht gewähren. Was mein Vater und ich zu besprechen haben, ist allein meine Sache."

"Sie sind erregt — Sie könnten heftig werden — bedenken Sie, daß Sie Ihrem Vater gegenüberstehen!"

"Ich werde mich daran erinnern."

Sie eilte davon, Bitterkeit, Schmerz und Verzweiflung im Herzen.

Herr Brinkmann war es doch seltsam zu Mut geworden, als er die Treppen des totenstillen Hauses emporstieg, als er die erschreckten Gesichter der Dienboten sah und ihm auf dem Hausflur die beiden Ärzte begegneten, die, in ernstem Gespräch begriffen, ohne ihn zu bemerken, an ihm vorübertritten. In dem reich und geschmackvoll eingerichteten Salon herrschte eine feierliche Stille; man hörte kein Auf- und Abgehen der Diener, kein lautes Wort, kein Lachen, kein Öffnen und Schließen der Türen. Es war, als befände man sich in einem Hause des Todes, aus dem soeben der Besitzer zur letzten Ruhe hinausgetragen war.

August Theodor Brinkmann haßte jede Sentimentalität. Er war sein Leben lang ein Mann der Thatfachen, der brutalen Wirklichkeit gewesen, aber heute vermochte er sich dem Eindruck dieses ersten Schweigens, dieser feierlichen Stille des Todes nicht zu entziehen. Der Diener hatte ihm mitgeteilt, daß der Herr Graf schwer verwundet sei — "auf der Jagd," sehte er flüsternd hinzu. Herr Brinkmann nickte mit dem Kopfe — auf der Jagd — ja, er wußte es besser.

Diese gefährliche Verwundung Bothos erschwerte ihm allerdings seine Aufgabe, aber schließlich — die Sache selbst blieb ja dieselbe.

"Guten Tag, Vater — es ist gut, daß du gekommen bist —"

Mit diesen Worten trat Charlotte rasch und geräuschlos in das Zimmer.

Herr Brinkmann reichte seiner Tochter die Hand.

"Ich habe schon gehört, daß dein Mann schwer verwundet ist... nun, du trägst ja keine Schuld an diesem Unfall..."

Charlottens Antlitz überflutete eine jähe Röte.

"Ich trage allerdings die Schuld," entgegnete sie.

"Freilich ich nicht allein, sondern auch du — wir alle..."

"Was sprichst du da? Was geht mich das Duell des Grafen an?"

"Lassen wir das jetzt. Ich habe deinen Brief erhalten und erwartete deinen Besuch. Hast du deinem Brief noch etwas hinzuzufügen?"

Die ernste, fast drohende Sprache Charlottens sehte Herrn Brinkmann in Erstaunen. Irgend eine geheimnisvolle Macht mußte hier thätig gewesen sein. Irgend ein rätselhaftes Etwas war hinter der scheinbar ruhigen Haltung seiner Tochter verborgen.

"Ich bin gekommen," fuhr er unsicher fort, "um dir meine Hilfe anzubieten. Du kannst nicht länger

in dem Hause deines Mannes bleiben, der dich, der uns alle ruinieren wird. Herr Kronheim hat mir vor einigen Tagen geschrieben, ob ich für die Schuld des Grafen — sie beträgt beinahe 400 000 Mark — aufkommen wolle, sonst müßte er, Herr Kronheim, andre Schritte zu seiner Sicherung unternehmen. Ich denke nicht daran, mich um der tollen Launen des Grafen willen zu Grunde zu richten. Ich kann dir nur raten, die Scheidungsklage gegen den Grafen einzuleiten — er ist ruiniert — ich werde dafür sorgen, daß Schloß Osterhagen dir zufällt."

"Du bist sehr gütig, Vater."

Charlotte erbeute in tiefster Erregung, aber sie bezwang sich, um ruhig zu bleiben.

"Du bist sehr gütig," wiederholte sie mit leichtem Spott. "Aber ich kann auf deinen Vorschlag nicht eingehen; eine Scheidung würde mir und dir auch wenig nützen, denn ich habe die volle Bürgschaft für die Schuld meines Gatten übernommen."

"Bist du wahnsinnig? Fast eine halbe Million...! Und du hast geglaubt, daß ich dir das Geld geben würde? Nicht einen Pfennig."

"Ich habe es nicht nur geglaubt, sondern ich bin fest davon überzeugt, daß du mich nicht im Stich lassen wirst. Ja, ich habe sogar ein Recht auf dieses Geld, denn bei meiner Verheiratung mit Botho hast du mir eine Mitgift von einer halben Million festgesetzt..."

"Und diese willst du opfern?"

"Allerdings!"

"Ach, über diese Thorheiten der Weiber! — Gut, du sollst die halbe Million haben — in guten Hypotheken auf Schloß Osterhagen sollst du sie erhalten — dann aber sind wir miteinander fertig — ganz fertig —"

Er ergriff Gut und Stod.

"Noch eins, ehe du gehst, Vater," sprach Charlotte mit bebender Stimme. "Hier ist dein Brief, den du mir geschrieben — er ist voller Irrtümer... Du hast dich getäuscht, mein Gatte und ich, wir leben in vollem Einverständnis..."

"Wie ist das möglich...?!"

"Du — ihr alle habt euch getäuscht — ihr alle tragt die Schuld daran, daß ein solcher Irrtum möglich war, daß Mißtrauen, Argwohn, ja, Verachtung und Haß zwischen Botho und mir emporsteigten, daß Mißtrauen und Verachtung fast unsere Liebe, unser Glück überwuchert hätten. Ihr alle mit eurer Geldgier, mit eurem Ehrgeiz, mit eurer Mißachtung jeder edeln Empfindung im Herzen der Menschen! Ich wußte nichts von eurem Plan, mich zu verkaufen für den Glanz des alten Namens und ihn, meinen Gatten, zu verkaufen für den Glanz seines Geldes, Vater. Ihr trauet mir nicht — und ihr habt recht gehabt, mir nicht zu trauen, denn voller Verachtung würde ich euren Plan zurückgewiesen haben. Ihr aber, ihr hättet mich auch dem ungeliebten Mann verkauft — ihr hättet meine Hand dem ersten besten Bewerber gegeben, den dein Reichtum reizte — mein guter Stern hat mich vor dieser Schmach bewahrt. Ich wies den Grafen Bernward zurück, der mit euch im Bunde stand; ich gab Botho mein Jawort, weil ich ihn liebte, und weil ich von ihm überzeugt war, daß auch er mich liebte. Ihr fragtet nicht nach dieser Liebe — ihr sätet Mißtrauen in das Herz meines Mannes, daß es sich von mir abwandte, ihr sätet das Unkraut eurer unedeln Gesinnung in den Weizen unserer Liebe. Darum tragt ihr allein die Schuld an dem Unglück, und wenn Botho dem Geschloß seines Gegners erliegt, dann seid ihr seine Mörder... an euren Händen klebt sein Blut..."

Unter der Wucht der Zornesworte seiner Tochter, die stolz ausgerichtet vor ihm stand, sank Herr Brinkmann tief in sich zusammen. Er wagte nicht die Augen aufzuschlagen; seine zuckenden Lippen vermochten kein Wort der Erwiderung zu finden.

Da ertönte von der Thür her ein Ausruf des Schreckens! Bothos Mutter stand bleich und zitternd auf der Schwelle, sich krampfhaft an den Thürpfosten klammernd, um nicht zu Boden zu sinken. Sie hatte die Worte Charlottens mitangehört, sie empfand die niedererschmetternde Wahrheit derselben, und in ihrem Herzen wühlten Scham und Reue, als wollten sie es mit scharfen Krallen zerfleischen.

Charlottens Augen flogen zornesblühend zu der Gräfin hinüber. Sie erhob die Hand, um sie gleich ihrem Vater fortzuweisen von der Schwelle ihres Hauses, — da stürzte Meta, die ihre Mutter begleitet hatte, auf Charlotte zu, umschlang sie mit den Armen und flehte: "Habe Erbarmen, habe Mitleid mit uns, Charlotte... um der Liebe willen..."

Da sank Charlottens Haupt auf Metas Schulter; ein Strom von Thränen stürzte ihr aus den Augen und erleichterte ihre gequälte, zermarterte, stolze Seele — — —

(Schluß folgt.)

Was giebt es Neues?

Militär.

Dem Veteranen Leo Fries vom 2. bayerischen Chevauleger-Regiment, der den Feldzug 1866 mitgemacht hatte, wurde nach einem Jahre die Pension entzogen, obwohl er durch einen Schuß in die linke Schulter schwer verwundet wurde und infolge Sturzes seines Pferdes auch einen Rippenbruch erlitt. Auf seine Bitten wurde Fries mit Röntgenstrahlen untersucht. Die Photographie zeigte nicht nur einen Bruch der neunten und zehnten Rippe, sondern auch das fragliche Geschöß, das sich zwischen der zweiten und dritten Rippe verkapelt hatte. Auf Grund dieser Konstatierung erhielt er laut Verfügung des R. Staatsministeriums nicht bloß seine frühere Pension von 18 Mk., sondern eine solche von 48 Mk. im Monat bewilligt.

Verkehr. Industrie.

Die Reise um die Welt in 32 Tagen. Es ist noch nicht sehr lange her, daß man „Die Reise um die Welt in 80 Tagen“ von Jules Verne für eine kaum ausführbare That hielt. Heute ist schon die Zeit abgelaufen, wo die Reise um die Erde in weniger als der Hälfte der Tage gemacht werden kann. Dank der mehr als halbvollendeten transsibirischen Eisenbahn und der neuen, das Territorium von Alaska durchschneidenden Linie dürften wir bald in der Lage sein, in 32 Tagen um die Erde zu reisen, wobei der Weg — mit Ausnahme der Ueberfahrt von New York nach Bremen und des Ueberfahrens der Veringstraße zwischen Asien und Nordamerika — mit der Eisenbahn zurückgelegt wird. Die Reiseroute geht von Bremen nach Petersburg, Rottomango über die Veringstraße, New York nach dem Ausgangspunkt der Reise. Für die einzelnen Etappen kommen folgende Zeiten in Anwendung: von Bremen nach Petersburg 1 1/2 Tage, von Petersburg nach Rottomango 8 Tage, von Rottomango nach der Veringstraße 2 Tage, von der Veringstraße nach New York 14 1/2 Tage, von New York nach Bremen 6 Tage, das macht zusammen 32 Tage.

Englische Fahrradindustrie. Der Wert der Aktien der englischen Fahrrad-Fabrikationsgesellschaften ist im Jahre 1897 stark zurückgegangen. Während die Aktien von 40 solcher Gesellschaften mit einem nominellen Kapital von zusammen 11 845 000 Pfd. Sterl. im Jahre 1896 noch Notierungen hatten, die einem Werte von 13 214 700 Pfd. Sterl. entsprachen, sind die Aktien inzwischen derart gesunken, daß sie nur noch einem Wert von 6 883 000 Pfd. Sterl. entsprechen.

Naturwissenschaftliches und Erfindungen.

Der größte Diamant der Welt. Der größte Diamant wird gegenwärtig in London für eine Million Pfund zum Verkauf ausgesetzt. Er ist unter dem Namen Zager-Fountain-Diamant bekannt und größer als der „Regent“, „Kohinoor“, „Imperial“ und „Orloff“. Er wiegt 971 Karat und besitzt eine wunderbar schöne blaue Farbe, hat die Form eines Eiszapfens und ist drei Zoll lang und zwei Zoll im dicksten Durchmesser. Er wurde in der Oranje-Republik in Afrika von einem Neger gefunden, welcher 1000 Pfund und viele Geschenke als Belohnung erhielt. Dies wurde natürlich des Regers vollständiger physischer und moralischer Ruin. Die Gesellschaft, welcher der Diamant gehört, sucht übrigens vergeblich nach einem Käufer für denselben.

Erfinder-Ideen. Soeben ist eine neue Liste von phantastischen Projekten verschiedener Privatunternehmer für die Pariser Weltausstellung von 1900 veröffentlicht worden, die der offiziellen Prüfungskommission unterbreitet worden sind. Die unglaublichen Dinge werden in Vorschlag gebracht. So rät zum Beispiel ein Erfinder, von der Spitze des Eiffelturms in ein Bassin ein Rieseneis aus Glas fallen zu lassen, in welchem mehrere Personen Platz finden können. „Das wäre ein vortreffliches Mittel“, meint er, „diesen Personen die Empfindung des Sturzes ins Leere zu geben.“ Ein Amerikaner Namens Stephen schlägt vor, in einer Gruppe von ungeheuren Dimensionen „Adam und Eva mit der Schlange und dem Apfel“ darzustellen. Der Apfel allein soll so groß sein, daß er, wie der Autor dieses Projekts sich ausdrückt, „als Behälter für ein Büfett“ dienen kann. Und noch weiter geht ein Ingenieur aus Chicago, der einen Koloss von Paris nach dem Vorbilde desjenigen von Rhodos herzurichten wünscht, dessen Inneres den Besuchern die einzelnen Organe des Menschen zeigen, und in welchem überdies ein großer Raum für medizinische Kongresse reserviert werden soll.

Unterrichtswesen. Gesundheitspflege.

Die Gartenbaugesellschaft in Frankfurt a. M. hat im verfloffenen Sommer 1750 Pflanzen zur Pflanze an Schulkinder der unteren Klassen von sieben Volksschulen abgegeben und damit vorzügliche Resultate erzielt. Die Bodenheimer Mädchenschule erlangte die meisten Preise, und es wurden im ganzen solcher 434 verteilt. Erste Preise wurden 63, zweite 125 und dritte 216 vergeben. Ueber das Wirken der Gesellschaft auf dem Gebiete der Pflanzengestaltung durch Schulkinder wird der Verein demnächst eine Broschüre erscheinen lassen und hofft durch dieselbe weitere Anregung für die Sache zu geben.

Das Examen als Ursache des Selbstmordes behandelt Dr. Arthur Adler in Breslau in der „Zeitschrift für praktische Ärzte“. Jedem, der einmal Examenkandidat war, wird mehr oder weniger das sogenannte Examenfieber bekannt sein. Nach Adlers Ansicht ist es das angestrengte Arbeiten unter dem Druck einer starken Spannung wegen des zweifelhaften, von äußeren Umständen vielfach abhängigen Ausfalls der Prüfung, was sie so gefährlich für den Seelenzustand macht. Dabei handelt es sich um Menschen, deren physische Widerstandskraft herabgesetzt ist, was sich auf intellektuellem Gebiete durch leichte Ablenkbarkeit und rasche Ermüdung, im Gefühlsleben durch erhöhte Erregbarkeit, aber geringe Nachhaltigkeit ausdrückt. Eine solche Anlage kann vererbt sein oder erworben werden durch Schädlichkeiten, besonders Infuenza, anderweite akute und chronische Krankheiten, geistige Ueberanstrengung vor Eintritt in die eigentliche Examenvorbereitung, Gemütsbewegungen, starke Vorliebe für alkoholische Getränke, vieles Rauchen und so weiter. An sieben Kranken sah Dr. Adler Zustände, die er als akute

Examenneurose bezeichnen möchte. Rechtzeitig erkannt und richtig behandelt verlaufen sie überraschend günstig. Im anderen Falle können sie aber auch zu den traurigsten Folgen führen. Als Heilmittel sind anzuwenden: Entfernung des Kranken aus der ihn stets von neuem aufregenden Umgebung, gute Ernährung, Bettruhe, gegebenenfalls Opium. Zu warnen ist nach Dr. Adlers Erfahrung vor sogenannten Erholungsreisen zur Zerstreuung, wo die mannigfachen äußeren Reize, welche das völlig ermüdete Gehirn nicht verarbeiten kann, die gemüthliche Niedergeschlagenheit noch verstärken.

Warnungstafel.

Schwindelfirmen. Die Warnungen vor ausländischen Firmen, die in Deutschland Serienlose vertreiben, können nicht eindringlich genug wiederholt werden, da die scheinbar so großen Chancen dieses Lotteriespiels das Publikum immer wieder verlocken, trotz aller schlimmen Erfahrungen den fremden Schwindlern ihr Geld in die Hände zu geben. Der eigentliche Schaden liegt nicht in der Verleitung des deutschen Publikums zu solchen Spielen, sondern in der Verleitung des deutschen Publikums zu solchen Spielen, die auf die Leichtgläubigkeit des deutschen Publikums spekulieren, ist meistens Holland und Belgien. Zwei dieser Firmen sind die Allgemeine Prämien- und Rentenbank in Rotterdam und die Kommanditbank in Arnheim.

Gerihtssaal.

Die Wette. Wenn man von einem Menschen hört, der etwas ganz Besonderes im Leben leistet, dann stellt man sich in der Regel einen Mann vor, dick, unterlegt und von kurzem Atem, mit roten Wangen und einem Doppelsinn. Zumeist steht seine Wette etwas offen. Daß aber auch in dieser Beziehung das alte Sprichwort „Der Schein trügt“ häufig Anwendung finden kann, dafür gab der Schneider V. ein lebendiges Beispiel ab. Er war eine Persönlichkeit, von der man zu sagen pflegte „ein Kerl wie ein Dering“. Aber wann sah man je einen Mann von solcher Gefährlichkeit? Wie er dem Vorliegenden des Schöffengerichts zu erkennen gab, wollte er infolge einer Wette zu der großen Ausschreitung gekommen sein, die ihm die Anklage wegen Beleidigung mehrerer Schulleute zugezogen hatte. Da der Angeklagte in seinen Auslassungen aber trotz aller Ermahnungen nicht bei der Sache blieb, wurde ihm schließlich das Wort entzogen und der Schankwirt A. herbeigerufen, welcher folgende Darstellung von dem Sachverhalt gab: Sehen Sie meine Herren, der Angeklagte ist insofern ein ganz junger Mensch, um ein hervorragender Jast, aber er muß wohl mit einem ganz krankhaften Appetit ausgerüstet sein, denn mal der vertilgen kann, da ist 't Ende von weg. Er hat bei mir mal eine ganze Schüssel voll sauren Kal in Zeit von eine halbe Stunde nebst drei Schrippen verputzt und ist dann nach Hause gegangen, um Abendbrot zu essen. Gernmal hat er sieben Eisbeine, Dinger wie 'ne Faust — Vorj.: Aber ich bitte, Zeuge, erzählen Sie uns doch nichts Ueberkühiges, gut, der Mann kann furchtbar essen. Nun erzählen Sie den Vorfall, der zur Anklage steht. — Zeuge: Also kurz und gut, er ist in unsere Zeiten als der „Konjetteffer“ bekannt. Eines Abends sitzt er in meinem Lokal und liest den Speisezetteln durch, denn anderes liest er überhaupt nicht. Da kommen drei von seine Bekannten rein, Leite, die seine schwache Seite kennen, nämlich von weiten seinen starken Appetit. Un der Schlächtermesser A., der als Nachbar mit die weiße Schürze kommt, erzählt, daß er sieben Knobländer gemacht hat, welche ausgezeichnet geraten wären. Meinen Schneider lief der Wasser im Munde zusammen. „Wie wille man davon wohl essen kann“, meinte er. „Ja“, sagt der Schlächter, „wenn Sie dreißig Stück kaufen, will ich sie bezahlen.“ „Annehmen!“ ruft der Angeklagte gleich und hält ihm die Hand hin. Na, ich bin nu nicht für derartige Wetten mit Bravourstücken, indem sich schon mancher dabei was weggeholt hat, ich sage zu den Schneidern, er solle den Unsinn sein lassen, und den Schlächtermesser plinke ich auch zu. Aber sie waren ja beide wie Feuer und Fett auf die Wette. „Herr Wirt, also geben Sie mir mal 30 Paar Knobländer!“ befiel der Angeklagte, wobei seine Oogen ordentlich janzten. „Ja“, werde mir hüten“, sage ich, „mit so 'ne Wette ist der so 'ne Sache, hernach will keiner die Würste bezahlen. Wenn Sie wetten wollen, denn besorgen Sie sich die Zuthaten man alleine.“ Na, nach längerer Debatte entschließt sich endlich der Schneider, den Daler auszulegen, ich bringe ihm eine Schüssel und er geht rum und holt sich 30 Paar Knobländer. Na, jing et los. Der Angeklagte ließ sich erst einen großen Nordhäuser geben; der er det Fett auch Regenstand leisten konnte. Mit die ersten zehn Paar wurde er spielend fertig. Denn trank er noch einen großen Nordhäuser und ah denn ruhig weiter. Als er det zwanzigste Paar runter hatte, war ihm noch nicht anzusehen. Er ließ sich noch einen Schnaps geben — bei jede Teilstrecke einen, sagte er — und dann jing et wieder los. Die andern sahen alle um ihn rum und fiekten zu an jählen. „Fünfundzwanzig, sechsundzwanzig, siebenundzwanzig“ hatten sie schon gezählt. Mein Schneider holte tief Atem, sah sich die drei übrig gebliebenen Würste an und ließ sich noch einen Nordhäuser geben, diesmal bloß einen kleinen. „Ja, jloobe, er schafft sie“, „Duo, die letzten sind die schlimmsten“, „Halte dir tapfer!“, so ging et von allen Seiten. Die Sache fing an interessant zu wern. Meine Frau und meine Kinder standen auch rum um den Tisch, um zuzusehen, ein sojar det Mädchen war aus die Küche gekommen. Der Kunstfieber hatte sich gerade die letzte Würst fingerdick mit Mosttrich bestrichen und will ihr in den Mund stecken, da kriegt er wie aus Versehen von einen von den Schlächtermesser seine Freinde einen Stoß gegen den Arm, det ihm die Würst aus de Hand an u'n Fußboden fliegt. In dem nächsten Augenblick hat sie auch mein Tadelhund erwischt und verschlucken war sie. So, nu jing der Spektakel los, wie ich det vorhergesehen hatte. Der Schlächter jagte, sein Laden wäre schon zu, er könnte keine Würst mehr beschaffen und die Wette wäre unjustig. Er jing raus und die andern lachten um jingen auch raus. Ja, war zuletzt mit dem Schneider allein, der von die vielen Würste und Schnaps, un über die Wette ganz rasend geworden war. Als ich sagte, det könnte ihm nich schaden, det käme von solche unvernünftige Wetten, da jing er wie eine Furie mit 'n Messer uf mir los, det ich hinter den Tisch retirieren mußte. Ich konnte ihn aber auch nich eher los

wer'n, als bis zwee Schulleute kamen, nach die meine Frau jeschickt hatte. Die Schulleute haben ja auch noch einen bösen Kampf mit ihm jehabt un uf de Wache soll er ja fürchterlich jetobt haben. — Vorj.: Nun Angeklagter, was haben Sie zu jagen? — Angekl.: Weiter nicht als: „Jeschafft hätte ich se doch. Ich war schon bei der neunundzwanzigsten.“ — Der Angeklagte wird wegen Bedrohung, Beamtenebeidigung und Widerstand gegen die Staatsgewalt mit einer Woche Gefängnis bestraft. Er verläßt den Saal mit den Worten: „Jeschafft hätte ich se doch!“ Berl. Vorj.-G.

Bestimmungen.

Zum Schutz der Eisenbahnarbeiter wurden, wie kürzlich in Preußen und in andern deutschen Bundesstaaten, so jetzt auch in Oesterreich neue Bestimmungen erlassen. Solche Personen, denen eine große Verantwortlichkeit zuzufallen, sollen künftig im Höchsthalle nur 12 Stunden Dienstzeit haben; bei dem gesamten Zugpersonal darf die höchste ununterbrochene Dienstzeit nicht mehr als 14 Stunden betragen. Auch die Ruhezeiten sind zu gunsten der Angestellten besser geregelt, ebenso will man für bessere Unterkunft und Wohnräume der letzteren sorgen. Bei den volljurigen deutschen Eisenbahnen waren im Betriebsjahre 1896—1897 zusammen 442 416 Personen (Beamten, Handwerker, Lehrlinge, Arbeiter und Arbeiterinnen) beschäftigt. In den letzten 10 Jahren hat eine Vermehrung derselben um 105 710 stattgefunden, so daß gegenwärtig auf je 119 Einwohner ein Eisenbahnbediensteter kommt. Die Besoldungen und Löhne für sämtliche Beamten und Arbeiter betrugen 1896—1897 insgesamt 556,53 Millionen gegen 366,27 Millionen im Jahre 1886—1887. Seit diesem Jahre stieg die durchschnittliche Bezahlung jeder beschäftigten Person von jährlich 1088 Mk. auf 1258 Mk. Für eine bessere Stellung der gelehrten Eisenbahnhandwerker hat der bayerische Landtag sich kürzlich ausgesprochen; auch in Preußen macht sich unter diesen Erwerbstätigkeiten eine Bewegung bemerkbar, die darauf gerichtet ist, daß die gelehrten Handwerker nach zehnjähriger vorwurfsfreier Dienstzeit vom Staate als pensionsberechtigte Beamte übernommen werden.

Anglücksfälle.

Eine Nadel im menschlichen Körper. Aus Braunschweig wird berichtet: Vor etwa 12 Jahren verspürte ein hiesiger Beamter beim Anziehen des Unterkleides in der Hüftengegend einen geringen Schmerz, ähnlich einem Stich. Beim Nachsehen fand er in dem Kleidungsstück eine abgebrochene Nadel mit Fadenzug, die offenbar beim Auswechseln des Kleidungsstückes darin zurückgeblieben war. Der Mann litt seit jener Zeit an heftigen rheumatischen Schmerzen, so daß er sich schließlich pensionieren lassen mußte. Vor wenigen Wochen nun trat dieser Schmerz namentlich in der Ferse auf und festete den Mann ans Bett. Jetzt endlich gelang es dem Arzt, eine 2 1/2 Centimeter lange Nadelspitze aus der Ferse hervorzuziehen. Die Nadel hatte innerhalb 12 Jahren das Bein in seiner ganzen Länge durchwandert.

Ueber das traurige Schicksal von Goldhütern in Klondike liegt wieder folgende Meldung vor: Vittoria (Britisch-Columbien), 4. März. Der von Slagway hier eingetroffene Dampfer „Islander“ meldet, daß zwei Vergleite auf ihrer Rückkehr von Klondike auf dem Slagway-Passe erfroren aufgefunden sind. Wer sie sind, weiß man nicht. Der eine hatte 90 000 Dollar und der andre 70 000 Dollar in Banknoten und Goldstaub bei sich. Das Wetter ist in den nördlichen Gegenden in der letzten Zeit äußerst rau und stürmisch gewesen. Als der „Islander“ von Slagway abfuhr, stand der Wärmemesser auf 25 Grad Fahrenheit unter Null. Es herrschte blendender Schneesturm, welcher den Dampfer mit einer vier bis fünf Zoll dicken Schneedecke umgab. Slagway ist jetzt von amerikanischem Militär besetzt und die Herrschaft des „hoodlum“-Elements ist zu Ende.

Kunst. Literatur.

Vorstellungen von klassischen Stücken für Schüler im Hamburger Stadttheater. In der Zeit vom 26. Januar bis zum 16. März wurden am Mittwoch und Samstag nachmittags drei Serien klassischer Stücke, die in den Volksschulen gelesen werden, ausschließlich für Schüler, denen das ganze große Haus eingeräumt worden war, in vorzüglicher Darstellung vorgeführt. Je viermal wurden gegeben „Wilhelm Tell“, „Minna von Barnhelm“ und die „Jungfrau von Orléans“. Um den geringen Preis von 25 Pfennig besuchten etwa 8000 Volksschüler diese Vorstellungen. Mit einem dreifachen Jubelnden „Hoch!“ aus zweitausend dankerfüllten Kinderperlen wurde die letzte Vorstellung („Jungfrau von Orléans“) geschlossen.

Ehrenmeldung.

Von einer schönen That wird uns aus dem pfälzischen Walldorfer Niederhellenbach berichtet. Dort starb im Januar ein Familienvater von sechs Kindern. Vor Jahresfrist war die Mutter gestorben, an deren Stelle die älteste Tochter, ein Mädchen von 15 Jahren, den Haushalt führte. Drei von den Kindern besuchten noch die Volksschule. Raum war der Vater beerdigt, so wurde zur Deckung der vorhandenen Schulden den sechs Waisenkindern das Mobiliar versteigert. Das war am 28. Januar. Am 14. Februar sollte auch das Anwesen unter den Hammer kommen; die armen Kinder sollten nicht bloß eltern, sondern auch heimatlos werden. Das ging dem Ortspfarrer zu Herzen; er erließ daher in einigen Zeitungen einen Notschrei, und in wenigen Tagen kamen über 1500 Mark zusammen, darunter auch eine Spende der Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern. Außerdem erklärten sich zwanzig Familien bereit, die Kinder aufzunehmen, Familien von vornehmer Lebensstellung bis herunter zum armen Manne. Aber das Schönste und Beste sollte noch kommen. Am dem Tage, an dem die Versteigerung des Anwesens stattfand, erschien eine Stunde zuvor eine vornehme Chaise in dem entlegenen Dorf. Aus ihr stieg Rechtsanwalt Horn aus Dürkheim, erklärte, daß er Liebhaber der Gantmasse sei, erkand Haus und Garten um 1750 Mk., sowie einige Acker um den Gesamtpreis von 2700 Mk. und gab den Kindern ihre Heimat wieder. Nach der Auktion hatte der brave Mann gerade noch so viel Zeit, um das Haus anzusehen und dann fuhr er wieder davon.



Giuseppa. Nach dem Gemälde von E. von Blaas.